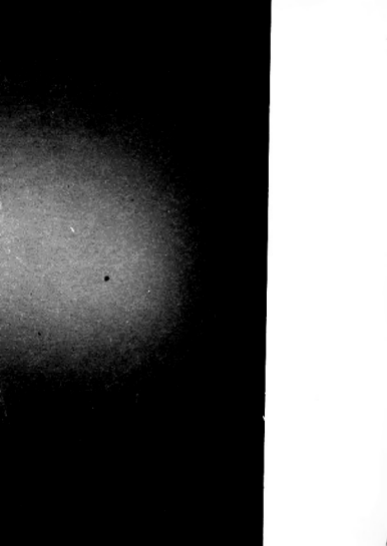


1949
A
3370



GESCHICHTE ALS GEGENWART

FRANZ ALTHEIM

GOTEN UND FINNEN



RANKE-VERLAG • BERLIN

GESCHICHTE ALS GEGENWART
ALTHEIM . GOTEN UND FINNEN

GESCHICHTE ALS GEGENWART
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ ALTHEIM

FRANZ ALTHEIM

GOTEN UND FINNEN

im dritten und vierten Jahrhundert

Bildteil von E. Trautmann-Nehring



RANKE-VERLAG GMBH. / BERLIN W 15
1944

Alle Rechte vorbehalten. Copr. 1944 h. Ranks-Verlag GmbH., Berlin W 15
Gesamtherstellung: J. Ebner, Ulm

CONSTANTINO · DAICOVICIU

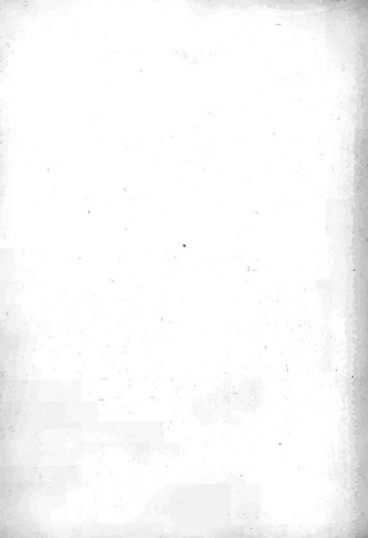
AMICO · FIDELISSIMO

VIRO · CONSTANTISSIMO



Das gotische Großreich des Ermanarich und seiner Vorgänger war die erste germanische Reichsgründung im Osten. Zumindest war es die erste, die diesen Namen verdient. Eine der großen geschichtlichen Aufgaben des Germanentums kündigt sich damit an. Gerade heute darf die Tat des Gotenvolkes Interesse beanspruchen. Indem ihre Tragweite an einigen Beispielen gezeigt wird, tritt ein nicht genügend beachteter Abschnitt aus der Geschichte des Altertums und der germanischen Wanderungszeit stärker ins Licht.

Dem Leser des ersten Bandes der „Krise der Alten Welt“ (1943), zumal seines Gotenkapitels, wird es einleuchten, daß diese Betrachtung mit dem scheinbar so abseits liegenden Titel aus den dort gegebenen Voraussetzungen folgerichtig erwachsen ist. Tatkräftige Hilfe haben G. Baesecke, H. H. Schøder und J. Weisweiler im Sprachlichen, R. Delbrueck im Archäologischen geleistet. Ihnen sei auch an dieser Stelle gedankt.



Den Ausgangspunkt soll eine Stelle des finnischen National-
epos bilden. In der sechsten Rune des Kalewala wird erzählt,
wie Wäinämöinen sich „zum Aufbruch

Nach der grimmig kalten Gegend,
Pohjola, dem nimmerhellen“¹⁾

rüstet. Er schwingt sich auf sein Pferd²⁾, was innerhalb des
Kalewala zwar nicht ohne Beispiel, aber vergleichsweise
selten ist. Immerhin erscheint dort das Pferd nicht nur als
Reittier³⁾, sondern auch als Streitroß⁴⁾. Daneben ist die Ver-
wendung als Schlittenpferd bezeugt⁵⁾. Auf einem pferde-
bespannten Schlitten konnte man wie Lemminkäinen einen
Kriegszug unternehmen⁶⁾. Daneben erscheint in einer Variante
das „Kriegsroß“, das „Fehdefüllen“⁷⁾. Die beiden klassischen
Verwendungen des Pferdes im Kriege — die ältere vor dem
Streitwagen, die jüngere des gerittenen Tieres⁸⁾ — begegnen
demnach auch im finnischen Epos. Nur ist der Wagen durch
den Schlitten, der den klimatischen Bedingungen besser ent-
spricht, ersetzt. Noch heute benutzen die Völker des nörd-
lichen Ural auch im Sommer den Schlitten, der den Wagen
bei ihnen völlig vertritt. Magyar. *szekér*, dial. *szeker* „Wa-
gen“, ein Lehnwort aus dem Altindischen, entspricht laut
für laut surgut-ostjakischem *šiker*, was aber nicht den „Wa-
gen“ sondern den „Schlitten“ bedeutet⁹⁾.

Wäinämöinens Pferd wird von Joukahainen, dem „magren
Lappenjüngling“¹⁰⁾, mit dem Pfeil getötet. Zwei Schüsse ver-
fehlen das Ziel¹¹⁾:

„Schließlich schoß er ab den dritten,
Gerade ging der Pfeile dritter
In die Milz des blauen Elens,
Traf des alten Wäinämöinen
Roß mit strohhalmfarbnem Körper . . .“

Wäinämöinen fällt herab¹²⁾:

„Von des blauen Elen Rücken
Von dem ranken Rosse stürzend.“

Kein Zweifel kann obwalten: das Pferd wird als „blaues
Eleo“ bezeichnet. Die Wiederholung zeigt, daß es sich um

eines der festen Beiwörter handelt, die dem finnischen Epos ebensowenig fehlen wie dem homerischen, germanischen oder indischen. Aber was wäre mit dem Beiwort gemeint? Die Gleichsetzung zweier Tiere kehrt — unter dem Zwang des Versparallelismus¹³⁾ — auch an anderer Stelle wieder. Aber wenn einmal Elch und Renttier zusammenfallen¹⁴⁾, so darum, weil sie sich zoologisch nahestehen, näher als Pferd und Elch. Im Wogulischen bedeutet *väsī*, *vōsi* sowohl das „Renttierkalb“ wie das „Elchkalb“¹⁵⁾. Doch gegenüber der Bezeichnung von Wäinämöinens Pferd als „blaues Elen“ versagt jede Deutung auf Grund zoologischer Verwandtschaft.

Ein Fund der letzten Jahrzehnte kommt hier zu Hilfe. Im Jahre 1929 grub M. P. Griaznow im östlichen Altai, in der Nähe von Pazyryk am Fluß Yan Ulaghan, den Kurgan eines Nomadenfürsten aus, der neben manch anderem Neuen eine bisher nicht bekannte Art von Pferdemasken gebracht hat¹⁶⁾. An der Nordseite der hölzernen Grabkammer lagen die Leichen von zehn Pferden, die dem Toten mit ins Grab gegeben waren¹⁷⁾. Der gefrorene Boden hatte einen ausgezeichneten Erhaltungszustand bewirkt, nicht nur der Tierkörper, sondern auch der Beigaben. Zwei Pferde trugen Masken aus Leder, Filz, Pelz und Blattgold¹⁸⁾. Eine von ihnen war mit einem ausgebildeten Geweih in natürlicher Größe ausgestattet. Das Pferd war demnach als Cervide maskiert (Abb. 1).

Der Finder glaubte in diesem Stück eine Renttiermaske zu erkennen¹⁹⁾, und die Forschung ist ihm darin gefolgt. Schwierig mit Recht. Es fehlt der für das Ren bezeichnende Aufbau des Geweihs aus dicken, runden Stangen und schmalen, scharfen Sprossen; es fehlt auch die so häufige Vorwärtsbiegung des aufsteigenden Geweihs. Gewiß, die abwärts gewandten Sprossen über der Stirn begegnen gerade beim Ren. Aber diese „Augen“ oder „Kampfsprossen“ kommen auch bei dem Elch vor²⁰⁾. Für ihn bezeichnend sind weiterhin die Schaufeln; sie fehlen bei dem Ren. Auch Ansätze zu entsprechenden Bildungen bei den Renttieren am oberen Jenissei, auf die man allenfalls verweisen könnte²¹⁾, sind von anderer Art. An der Maske sind die Schaufeln vergleichsweise schmal gebildet und laufen in lange Zacken aus. Also war kein Schaufelch, sondern der Stangenelch oder dessen häufige Kreuzung mit dem Schaufelch gemeint²²⁾.

Damit ergibt sich eine erste Beziehung zu der eingangs behandelten Stelle des Kalewala. Dort ein Pferd, das als Elch bezeichnet ist; hier ein solches, das als Elch maskiert wurde. Anscheinend liegen beiderseits ähnliche Vorstellungen zugrunde.

Die Deutung der Maske als Renttier empfahl sich aus geschichtlichen Gründen. Die Theorie eines zeitlichen Nacheinanders von gezähmtem Ren und gezähmtem Pferd bei den Nomaden, besonders bei denen des Altaigebietes, wurde von angesehenen Forschern vertreten. In der angeblichen Renttiermaske von Pazyryk hätte sie ihre Bestätigung empfangen²⁷⁾. Im Kult, der Ältestes zu bewahren pflegt, wäre demnach die frühere Stufe erhalten geblieben. Derart, daß das Pferd als Renttier kostümiert, daß es durch seine Maske zu ihm gleichsam um- und zurückgedeutet wurde²⁸⁾.

Aber es gibt neben der Abfolge von Renttier und Pferd auch eine solche von Elch und Pferd. Nicht nur das Ren, auch Yak und Elch hat man bei den innerasiatischen Reiterhirten geritten²⁹⁾. Noch im 17. Jahrhundert wurde das Reiten des Elches von russischen Gouverneuren streng verboten, „weil jakutische Räuber und Diebe, von Kosaken verfolgt, auf diesen Reittieren in unwegsame Sümpfe sich zurückzogen, wo ihnen die Verfolger zu Pferde nicht beikommen konnten“³⁰⁾.

Auch bei den Wandalen findet sich das Reiten auf dem Elch. Elchreitende Dioskuren sind denen zu Pferd vorausgegangen³¹⁾. Aus der Abfolge von Elch und Pferd erklären sich auch die angezogene Stelle des Kalewala sowie die Pferdemaske von Pazyryk. Das finnische Epos und der Grabritus des Altøi haben Spuren davon erhalten, daß einmal das Pferd als Reittier den Elch ersetzt hat. Die Maske und das epische Beiwort, das Wäinämöinens Roß erhält, spiegeln den gleichen geschichtlichen Wandel wider.

Wann ist er erfolgt? — Zunächst ist deutlich, daß die Entwicklung von Süden nach Norden gegangen ist. In der dritten Rune des Kalewala³²⁾ heißt es:

„Mit dem Renttier pflügt der Norden,
Mit dem Mutterpferd der Süden.“

In der gleichen Abfolge muß das Pferd auch den Elch ersetzt haben. Für die Zeitstellung könnte das Grab von Pazyryk

einen Terminus post quem geben. Aber leider ist es undatiert und mit unseren Mitteln vorläufig nicht datierbar. Das Grab von Schib im mittleren Altai fällt nach Ausweis einer dort gefundenen chinesischen Lackschale in die Jahre kurz vor der Zeitwende²⁹). Doch damit ist nur ein ungefährer Anhaltspunkt für Pazyryk geliefert: es bleibt eine Spanne vielleicht von Jahrhunderten³⁰).

Die Chronologie des Kalewala oder von Teilen desselben war immer ein mißliches Ding. Die Hoffnung, im vorliegenden Fall — wenn auch nur in einem epischen Beiwort — eine alte Schicht gefaßt zu haben, scheint, kaum aufgetaucht, wieder zu zerrinnen. Immerhin bleibt ein Anhaltspunkt. Die in Pazyryk geopferten Pferde gehen nicht — wie sonst in Mittel- und Ostasien — auf das Przewalskische Urpferd, sondern auf iranische Zucht zurück³¹). Dazu stimmt, daß von den innerasiatischen Reiterhirten ausgehend der Elch durch das Pferd verdrängt wurde und daß gerade die iranischen Reiterstämme die Zucht des Pferdes nachhaltig beeinflusst haben³²).

Auf finnischer Seite findet sich die Entsprechung. B. Munkácsi³³) hat das Wort für den „Hengst“ — finn. *orih*, *orhi*; lapp. *orries*; syrjän.-wotjak. *už*; tscherem *ožo*, *oža* — von dem gleichbedeutenden osset. *urs*, *vurs* abgeleitet. Hierzu ist zu bemerken, daß die finnischen Stämme in früher Zeit eine nennenswerte Pferdezucht nicht besaßen³⁴). Man braucht nicht so weit zu gehen, daß sie das Pferd überhaupt erst von den Iranern kennenlernten. Aber wenn sie den Hengst mit einem ossetischen Lehnwort bezeichneten, so muß dieser durch iranische Vermittlung eine besondere, bisher nicht vorhandene Bedeutung erlangt haben.

Die heutigen Osseten sind die Nachfahren der Alanen³⁵). Diese gehören zu den iranischen und mittelasiatischen Stämmen, die die schwerk gepanzerte Reiterei, die späteren Katakhrakten und Klibanarier, kannten. Hier sind neben den Alanen: Saken und Hunnen, Parther und Sarmaten zu nennen³⁶). Von den Hunnen übernahmen die Chinesen die schwere Reiterwaffe³⁷), von den Alanen die Goten³⁸), von den Parthern die Sasaniden³⁹). Im Verlauf des 3. Jahrhunderts n. Zw. fand sie auch im römischen Heer Eingang⁴⁰). Die Neuerung der

Taktik hatte zur Folge, daß die Beschaffung eines kräftigen Pferdetypos dringlich wurde⁴¹). Nur eine starke Rasse und nur ein Hengst vermochte den Reissigen mit seinen Waffen, vermochte das Gewicht des Pferdepanzers zu tragen. Auf den iranischen Felsreliefs und den Sgraffiti von Dura begegnet man den schweren Streithengsten parthisch-sasanidischer Züchtung. Um ihretwillen führte das China der Han eigene Kriege in Mittelasien⁴²). Auch die alanische Pferdezucht war hochentwickelt⁴³). Seinem alanischen Lieblingssperd, dem Borysthenes Alanus Caesareus Veredus, mit dem er über die Hügel Toscanas dahin, „flog“, setzte der Kaiser Hadrian eine eigene Inschrift⁴⁴). Nicht nur das finnische Wort für den Hengst, auch das magyarische scheint auf ein alanisch-ossetisches zurückzugehen⁴⁵).

Bei den Ostseefinnen und Lappen, bei den Tscheremissen und den permischen Stämmen, trug, so sahen wir, der Hengst einen alanisch-ossetischen Namen. Dies könnte besagen, daß man dort, wie bei den Goten, die schwergewapanzerte Reiterei von dem iranischen Reitervolk Südrußlands übernommen hatte. Hier gilt es, weiter zu suchen.

2.

Auf seiner schon erwähnten Kriegsfahrt trägt Lemminkäinen eine Rüstung. Beschrieben wird sie als ein „Hemd von Eisen“⁴⁶), demnach als Ringpanzer oder Kettenhemd. Er erscheint als schweres Stück, das ohne fremde Hilfe nicht abgelegt werden kann⁴⁷). Das Kettenhemd war eine Erfindung iranischen Ursprungs⁴⁸), ein Bestandteil der schweren Reiterrüstung. Bogen und Streitaxt, die daneben genannt sind, könnten in gleiche Richtung⁴⁹) weisen.

In den Liedern der Ostjaken begegnet eine ähnliche Bewaffnung.

„Gottesschnee ähnlichen weißen Panzer zieht er hervor,

Himmelschnee ähnlichen weißen Panzer zieht er hervor“, heißt es einmal⁵⁰). Der Vergleich mit dem Schnee führt auf das Leuchten des Metalls, vermutlich das des Eisens. Von dem „Panzerschuppen durchdringenden Pfeil“ wird an anderer Stelle gesprochen⁵¹). Auch der Schuppenpanzer war iranischen Ursprungs⁵²). Daß der Bogen sich in den gleichen Liedern als

Kompositbogen ausweist⁵²), fügt sich der Herkunft des Panzers⁵³).

Nicht nur den Namen des Hengstes, auch den des Panzerhemdes — wogul. *lažér*; ostjak. *lagér, tǎgar, tǎžr* — hat B. Munkácsi⁵⁴) auf das Alanisch-Ossetische zurückgeführt. Wie das Wort für den Hengst auf die ost- und westfinnischen Stämme, so ist osset. *zgar, zǎr* auf die obugrischen übergegangen. Von einem einheitlichen Mittelpunkt aus sind beide, Wort und Sache, zu den Ugrofinnen gekommen. Die Umwälzung der Alten Welt, die das Überhandnehmen der schweren Reiterwaffe und einer auf ihr beruhenden Taktik bedeutete, hat sich bis an die fernsten Grenzen ausgewirkt. Sie hat nicht nur den Raum zwischen dem Schwarzen Meer und dem Huangho, zwischen Gibraltar und Nordwestindien — sie hat auch das Innere des europäischen Rußland bis hoch in den Norden ergriffen⁵⁵).

Erneut erhebt sich die Frage der zeitlichen Ansetzung. Analogien helfen wenig. Zwar fällt das erste Auftreten der schweren Reiterwaffe in China⁵⁶), in Rom und bei den Goten ins 3. Jahrhundert n. Zw. Aber bei den mittelasiatischen und iranischen Stämmen geht sie in weit ältere Zeit hinauf⁵⁷). Oder ein anderes Beispiel: der Lamellenpanzer. Möglicherweise war er bereits in spätachaimenidischer Zeit in Gebrauch⁵⁸). Bei den sasanidischen Reiterheeren erscheint er sodann im frühen 3. Jahrhundert n. Zw.⁵⁹). Aber erst im 5. wurde er von den Awaren zu den Germanen gebracht⁶⁰). Man muß also einen anderen Weg einschlagen.

Zunächst eine allgemeine Erwägung. Die Übernahme alanisch-ossetischer Lehnwörter seitens der Ugrofinnen konnte nur unter bestimmten Voraussetzungen erfolgen. Unmittelbare Nachbarschaft oder wenigstens enge Handelsbeziehungen boten die günstigste Gelegenheit. Wie es sich mit den Westfinnen da verhalten haben mag, bleibe noch unerörtert. Aber die permischen und obugrischen Stämme müssen, als sie die ossetischen Lehnwörter übernahmen, noch unmittelbar nördlich der Alanen gesessen haben⁶¹).

Während die Sitze der Ugrofinnen damals über den Ural nicht hinausgingen, erstreckte sich das alanische Gebiet weit nach Osten: bis an den Aralsee⁶²), vermutlich sogar bis an

den oberen Jenissei. Hier wurden am Berge Sulek und bei Taschebá, im Minussinsker Becken, Felszeichnungen⁶⁴⁾ gefunden, die man vielleicht mit Recht den Alanen zugewiesen hat⁶⁵⁾. Neben anderen Darstellungen erscheinen auch jene gepanzerten Reiter⁶⁶⁾, deren Bedeutung sich uns erschlossen hat. Sie tragen den langen „Caftan-cuirass“⁶⁷⁾ oder Panzerhemden⁶⁸⁾ verschiedener Art; in dem für die iranisch-mittelasiatische Kunst bezeichnenden „fliegenden Galopp“⁶⁹⁾ eilen ihre Pferde vorüber (Abb. 2—3).

Seit wann die Verbindung zwischen den Alanen und den obugrischen Stämmen bestand, ist damit nicht gesagt. Wohl aber läßt sich über das Ende dieses Zustandes eine Aussage machen. Denn jene Verbindung zerriß in dem Augenblick, da von Osten her einbrechend die Hunnen sich zwischen die Alanen und die späteren Obugrier schoben. Die Übernahme des alanisch-ossetischen Lehnwortes für den Kettenpanzer muß vor dem Jahr 375 n. Zw. erfolgt sein⁷⁰⁾.

Eine Bestätigung erbringen die Bodenfunde. Neben das „Wort“ tritt die „Sache“. Bei den Ausgrabungen unfern des Dorfes Gainy (Rayon Kosa, Komipermjakischer Distrikt) sind in Gräbern des 3.—4. Jahrhunderts⁷¹⁾ neben anderen Waffen auch Reste von Kettenhemden entdeckt worden⁷²⁾. Sie bilden die archäologische Entsprechung zur Übernahme des zugehörigen alanisch-ossetischen Lehnwortes. Wieder kommt man in die Zeit vor dem Hunnensturm.

Der iranische Panzer und das schwere Streitroß gleicher Herkunft gehörten, so sahen wir (S. 12 f.), zusammen. Beide waren Ausdruck der gleichen militärischen Umwälzung. Mit der zeitlichen Festlegung der Übernahme des Panzers wäre alsdann die des alanischen Hengstes gegeben.

3.

Das bisherige Ergebnis scheint auf den ersten Blick einheitlich zu sein. Und doch bleiben Bedenken. Kettenhemd und Streithengst gehören zwar sachlich zusammen; sie gehören auch sprachlich zueinander, insoweit man auf das Alanisch-Ossetische als Ausgangspunkt verwiesen wird. Sie tun es aber nicht, insoweit der Name des Kettenhemdes allein von den obugrischen Stämmen, der des Hengstes nur von den finni-

schen übernommen wurde. Es kommt hinzu, daß das Eindringen eines alanisch-ossetischen Wortes bei den Westfinnen auf schwere Bedenken stößt. Im Gegensatz zur uriranischen Lehnwörtererschicht, die über den gesamten finnisch-ugrischen Sprachraum verbreitet ist, sind „die Lehnwörter aus jüngeren iranischen Sprachstufen eigentlich nur in den ugrischen und permischen Sprachen anzutreffen, höchst selten im Tscheremissischen und Mordwinischen, fast gar nicht im Finnischen und Lappischen⁷³⁾.“ Damit trifft man auf eine grundlegende Umschichtung. „Der sprachliche Zusammenhang zwischen den permischen und den ugrischen Völkern auf der einen Seite, den Ostseefinnen und den Lappen auf der anderen muß bereits unterbrochen gewesen sein, als die Alanen auf die ersteren einwirkten⁷⁴⁾.“ Folgerichtig erwuchs daraus die Behauptung, finnisch *orih*, *orhi*, lappisch *orries* „Hengst“ brauche keinesfalls auf ein alanisch-ossetisches Vorbild zurückzugehen⁷⁵⁾.

So entschieden die Behauptung in diesem wie in anderen zur Erörterung stehenden Fällen auch auftrat, es gelang ihr nicht, alle entgegenstehenden Belege zu beseitigen. Im Fall von finnisch *myrkky*, lappisch *mirkko* „Gift“ zu ossetisch *marg* „Gift“⁷⁶⁾ sprechen Lautform und Bedeutung gleichermaßen gegen eine Trennung⁷⁴⁾. Es kommt hinzu, daß ähnliche Unstimmigkeiten auch bei den germanischen Lehnwörtern vorliegen.

Die Zeit der finnischen Entlehnungen aus dem Urgermanischen setzt man um die Zeitwende oder kurz davor an⁷⁷⁾. Während die älteren litauischen Lehnwörter teilweise noch von den Mordwinen übernommen wurden, war bei der Aufnahme der urgermanischen die Verbindung zwischen West- und Ostfinnen bereits abgerissen. Von den vielen urgermanischen Lehnwörtern des Ostseefinnischen findet sich im Mordwinischen nichts⁷⁸⁾. Und doch gibt es Spuren germanischen Einflusses auch in der Sprache der Mordwinen und Tscheremissen⁷⁹⁾. Aber sie haben mit den urgermanischen Entlehnungen der Finnen und Lappen nichts zu schaffen, sondern sind der Herrschaft des Gotenkönigs Ermanarich über Osteuropa im 4. Jahrhundert zuzuschreiben⁸⁰⁾.

Eine ähnliche Erklärung könnte bei den alanisch-ossetischen Entlehnungen der Ostseefinnen versucht werden.

Wir sahen: um die Zeitwende wurden Ostseefinnen und Mordwinen und damit west- und ostfinnische Stämme endgültig getrennt. Gleichzeitig drangen die urgermanischen Lehnwörter in das Finnische und Lappische ein. Der Gedanke liegt nahe, daß beide Vorgänge nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich zusammenfallen. Die Auswanderung der Goten aus ihrer skandinavischen Heimat, ihre Festsetzung an der Weichselmündung, ihr Vordringen erst nach Osten — über die Passarge hinaus nach Samland und Natangen⁶¹⁾ —, dann nach Südosten könnte die West- und Ostfinnen voneinander getrennt haben⁶²⁾. Weiter: solange die Goten auf ihrer großen Wanderung nach der Küste des Schwarzen Meeres sich wie eine Barre zwischen die Ostseefinnen und die südrussischen Alanen legten, konnte kein alanisch-ossetisches Wort zu jenen vordringen. Aber die Goten haben nicht nur getrennt: sie haben auch verbunden. Von dem Augenblick ab, da sie mit den Alanen vereint ihr russisches Reich aufrichteten, bestand die Möglichkeit, daß unter seinem Schutz und seiner Machtausdehnung über Mittel- und Ostrußland südrussisch-iranische, also auch alanische Kulturgüter zusammen mit den entsprechenden Bezeichnungen an die Ostseeküste gelangten. Und daß sie nicht nur bei den dort verbliebenen Goten, sondern auch bei den benachbarten Finnen Aufnahme fanden. Der Weg wird gekennzeichnet durch die gotische Speerspitze von Kowel (Abb. 8), die neben ihrer Runeninschrift Ornamente bosporanischer Herkunft aufweist. Sie müssen aus dem gotischen Herrschaftsgebiet am Schwarzen Meer die Wanderung nach Nordwesten angetreten haben⁶³⁾.

Das gotische Großreich, das die Zeit der Wanderung ablöste (wann und in welchem Sinn, wird noch zu fragen sein), hätte also kulturell und handelsmäßig einen beträchtlichen Raum des europäischen Rußland einheitlich erfaßt. Innerhalb dieses Machtbereiches wären Kulturgüter aus dem südrussischen Raum nach Norden und Nordwesten gegangen. Ein anschauliches Bild gibt bereits die Verteilung der römischen Münzen im 2. und im beginnenden 3. Jahrhundert⁶⁴⁾. Ihr Streugebiet erstreckt sich von Gotland, dem schwedischen und norwegischen Festland im Norden⁶⁵⁾ über Ostpreußen, Schlesien, Polen und Südwestrußland bis hinab zur Moldau und zur Ostgrenze des römischen Dakien⁶⁶⁾. Aber diese Münzen be-

schränken sich auf das südwestliche und westliche Rußland. Sie brechen überdies mit Caracalla ab⁹⁷⁾), sagen also über das spätere Großreich der Goten noch nichts aus. Auch für die Nordwanderung südrussisch-iranischer Kulturgüter können sie nur als Analogie herangezogen werden. Hier springt eine andere Denkmälergruppe ein.

Innerhalb des Permischen Gouvernements liegen die Fundstätten der „charinschen“ Kultur: in erster Linie Charina selbst, dann Gainy⁹⁸⁾ und Katschka⁹⁹⁾, etwa 25 km westlich von Perm an der Kama¹⁰⁰⁾). Sie sind gekennzeichnet durch Einfuhrstücke südrussisch-bosporanischer Herkunft („sarmatisch-gotische Objekte“). Ähnliche Einfuhrware findet sich im rjäsanschen Gebiet an der Desna¹⁰¹⁾, der Oka¹⁰²⁾ und in der Wolga-Kama-Gegend¹⁰³⁾, aber die charinsche Kultur führte ein davon unabhängiges Dasein. Die Gegend um die mittlere Wolga nebst ihren Nebenflüssen Oka und Kama hatte schon während der Bronzezeit und der frühen Eisenzeit ein geschlossenes Kulturgebiet gebildet¹⁰⁴⁾. Von den baltischen Sitzen der Goten führte eine Handelsstraße zum oberen Dniepr und zur mittleren Oka¹⁰⁵⁾. Die „sarmatisch-gotische“ Ware, die innerhalb der charinschen Kultur erscheint, schlug freilich einen anderen Weg ein. Sie kam über die Orenburger Gegend, also durch das Steppengebiet des südlichen Ural, nach der Umgebung von Perm¹⁰⁶⁾. Entsprechend stehen die transuralischen Funde den permischen nahe¹⁰⁷⁾. Der Schatz von Brjuchanowa, wiederum mit Stücken „sarmatisch-gotischer“ Herkunft durchsetzt, zeigt, wie weit die südrussischen Erzeugnisse auch nach Nordosten gelangten¹⁰⁸⁾.

Die Hauptmasse des aus dem Süden Eingeführten bestand aus dem typischen Inventar eines Reitervolkes. Da sind zunächst die Waffen: neben dem bereits genannten Kettenhemd (oben S. 13 f.) die langen Hiebschwerter und die dreikantigen eisernen Pfeilspitzen. Sodann Goldschmuck mit Filigran, inkrustierten farbigen Steinen und Granulation verziert, schließlich die Bestandteile des Pferdegeschirrs, außerdem metallene Gürtelzungen, Gürtel- und Stiefelschnallen¹⁰⁹⁾. Alle Gegenstände entstammen dem 3.—4. Jahrhundert; über den Anfang des 5. Jahrhunderts geht nichts hinab¹¹⁰⁾. A. V. Schmidt, der erstmalig diese Fundgruppe behandelte, zog daraus bereits den

richtigen Schluß: die südliche Einfuhr kam aus dem gotischen Reich, das durch den Hunnensturm mit dem 4. Jahrhundert zu Ende ging¹⁰⁰).

Natürlich brauchen es nicht nur Goten gewesen zu sein, die die Einfuhrstücke zur Oka und Kama brachten. Bewohner der südrussischen Griechenstädte kommen daneben in Betracht: griechisch-sarmatische Mischlinge, wie sie dort zuhause waren und dem Charakter der bosporanischen Kultur entsprachen¹⁰¹). Schließlich müssen die Sarmaten oder richtiger: ihr führender Teil¹⁰²), die Alanen, genannt werden. Sie hatten sich die anderen Nomadenstämme damals bereits unterworfen¹⁰³). Und auf sie weisen die alanisch-ossetischen Lehnwörter, denen wir bei den Ugrofinnen begegnet waren.

Daß bei dem wogulischen und ostjakischen Wort für den Kettenpanzer der alanisch-ossetische Ursprung mit den aus Südrußland kommenden Einfuhrstücken übereinstimmte, wurde bereits bemerkt (oben S. 14). Aber die Übereinstimmung zwischen Wörtern und Sachen scheint noch weiter zu gehen. Auch Schwerter fanden sich unter den Einfuhrstücken der charinschen Kultur (oben S. 18). Und wieder zeigt es sich, daß das wogulische Wort für das Schwert (*sirej*, *širi*) alanisch-ossetischer Herkunft (osset. *ciryag*) ist¹⁰⁴). Gemeinsam gelangten beide, die gesuchte Ware und die zugehörigen Bezeichnungen, aus dem alanisch-gotischen Kerngebiet zur Oka und Kama. Zur Kama brachen sie sich durch das Steppengebiet zwischen Wolga und Ural Bahn¹⁰⁵), während der Weg zur Oka durch die Wälder des mittleren Rußland führte¹⁰⁶). Umgekehrt gelangte von der Kama, im Austausch gegen die zuvor genannten Einfuhrstücke, das gesuchte Pelzwerk nach Süden¹⁰⁷). Noch Theoderich der Große ist auf dem Goldmedaillon von Senigallia¹⁰⁸) (Abb. 4) mit der Pelzkappe dargestellt. Und wieder erbringen die Lehnwörter die Bestätigung. Syrjänisches *vurd* „Fischotter“ geht auf osset. *urd*, *urdā* zurück¹⁰⁹). Man erkennt die Nachfrage nach den kostbaren Otterfellen seitens der Alanen.

Das gotische Reich war also ein mächtiger Beschützer des wirtschaftlichen und kulturellen Austausches¹¹⁰). Doch mit der wirtschaftlichen Macht ging die Ausdehnung der politischen Hand in Hand. Unter den Namen der Völker, die zu

Ermanarichs Reich gehörten¹¹¹), erscheinen solche, die vielleicht auf das heutige Ossetien hinweisen¹¹²); dementsprechend hat man gotische Fibeln in den Gräbern Daghestans gefunden¹¹³). Aber es werden auch *Mordens* und *Merens*, *Mordwinen*¹¹⁴) und *Tscheremissen*¹¹⁵), genannt. Beides stimmt zu den bisherigen Ergebnissen. Von den Vorgängern der Osseten, den Alanen, aus ging die Einfuhr zu den ostfinnischen Stämmen; von diesen führte der Pelzhandel zurück zum gotisch-alanischen Süden. Noch heute sitzen Tscheremissen im Permischen Gouvernement, in der Heimat der charinischen Kultur¹¹⁶).

Damit hat sich der Zeitansatz bestätigt, auf den bereits die alanisch-ossetischen Lehnwörter in den finnisch-ugrischen Sprachen geführt hatten. Das Eindringen der Kulturformen eines südrussisch-sarmatischen Reitervolkes, der Alanen, in die finnischen Gebiete muß noch vor das Epochenjahr 375 fallen. Und es muß unter der Schutzherrschaft des großen Gotenreiches erfolgt sein.

Aber nicht nur das Ende jenes Eindringens, auch sein Beginn läßt sich jetzt festlegen. Die Goten saßen schon in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Zw. in Südrußland¹¹⁷). Und doch begann die Ausfuhr nach Norden, wie die Funde zeigen, erst mit dem Ende des 3. Jahrhunderts. Die Erklärung ergibt sich, wenn man sich daran erinnert, daß wirtschaftliche und politische Ausdehnung voneinander nicht zu trennen sind. Seit den ersten Gotenkämpfen, die mit Caracalla begannen¹¹⁸), richteten sich die kriegerischen Anstrengungen des Volkes gegen das Römische Reich. Aber durch die Gotensiege der großen illyrischen Soldatenkaiser, vor allem des Claudius und Aurelian, waren die Vorstöße, trotz der Räumung des dakischen Außenpostens, bis auf weiteres zum Scheitern verurteilt. Dem Ausdehnungsdrang nach Süden und Südwesten war eine Schranke gesetzt. Um die Größe von Aurelians Gotensieg zu kennzeichnen, sagt der Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, der germanische Gegner sei über hundert Jahre unbeweglich geblieben — *situerunt immobiles*¹¹⁹).

In Wirklichkeit verlagerte sich die Tätigkeit der Goten nach anderer Richtung. Wenn zur gleichen Zeit, da ihre Angriffe gegen die Reichsgrenze erfolglos blieben, das Eindringen süd-

russischer Erzeugnisse im mittleren und östlichen Rußland begann, so setzt das voraus, daß auch die kriegerische und politische Ausdehnung die gleiche Richtung einschlug. Wann die Vorstöße erfolgten, in welchen Etappen man vorwärtsdrang, läßt sich im einzelnen nicht mehr ausmachen¹¹⁹). Aber unter Ermanarich steht das großgotische Reich vor uns, das Mordwinen und Tscheremissen mit umfaßte.

Damit erklärt sich die zeitliche Schichtung der Einfuhr. Es erklärt sich auch ihre Artung. Es war das Inventar eines Reitervolkes (oben S. 18), es waren alanisch-ossetische Lehnwörter und die schwere Reiterrüstung, auf die wir gestoßen sind. Von Sarmaten und Alanen hatten die Goten bereits im 3. Jahrhundert begonnen, die neue Kampfweise zu übernehmen; schon damals wurden die Berittenen zur schlichtentscheidenden Waffe¹²⁰). Aber die volle Umwandlung und Auswirkung der taktischen Umwälzung muß erst mit der Eroberung des mittel- und ostrussischen Reiches erfolgt sein. Nicht mit Fußtruppen, sondern nur mit schnellbeweglichen und weitreichenden Reiterheeren konnte ein solches Reich gewonnen, konnte es behauptet werden. Damals entstand jene vornehmlich aus Alanen und Ostgoten¹²¹) sich rekrutierende Reiterei, deren furchtbare Schlagkraft die Römer in der Schlacht bei Adrianopel 378 kennenlernten.

Vermittelt der von den iranischen Reitervölkern Südrußlands übernommenen Taktik bauten die Goten ihr innerrussisches Reich auf. Folgerichtig mußten, als im Gefolge der Reichsgründung die wirtschaftliche Durchdringung des gewaltigen Raumes einsetzte, auch die Erzeugnisse der gotisch-alanischen Mischkultur bei den unterworfenen und anliegenden Völkern, also auch bei den finnischen und obugrischen Stämmen, Eingang finden. Dabei handelte es sich nicht nur um Reitertracht und reiterliche Waffen. Hinter alledem stand ein neuer herrenmäßiger und ritterlicher Lebensstil gotisch-alanischer Prägung. Wie es für die Ostseefinnen bezeichnend war, daß sie das Wort für den „König“ den germanischen Sprachen entlehnt haben¹²²), so für die permischen Sprachen, daß sie entsprechende Begriffe dem Alanisch-Ossetischen entnahmen¹²³). Das Wort für den „Herren“ oder „Herrscher“: wotjak. *äksej*, syrjän. *öksī* geht, wie awest. *xšaya-* „Herr“

nahelegt, auf eine iranische Mundart zurück. Der Vokalschlag vor anlautender Konsonantengruppe, der die ostfinnischen Formen von der awestischen unterscheidet, zeigt, daß das Alanisch-Ossetische den Ausgangspunkt gebildet hat. Der Vorschlag, der für diese Mundart bezeichnend ist¹²⁴), kehrt wieder in magyar. *asszony*, älter *achszin*, *achszon* „*domina, era, muller*“, wo das Vorbild (altiran. **χšāna-*) in ostossetischem *axsin*, *āxsīn* „Gebieterin, Hausfrau“ erhalten ist¹²⁵).

Die Übernahme dieses neuen Herrenideals iranischer Herkunft spiegelt sich außer in der reiterlichen Kampfweise in der Tracht. Wie dort, so sind auch hier die Goten vorangegangen. Sie haben ihre spätere Königstracht den Iranern entlehnt; dann sind ihnen die finnischen Stämme gefolgt. Auf die Gefahr hin, an anderer Stelle¹²⁶) Gesagtes wiederholen zu müssen, sei hier der Beweis für den iranischen Ursprung des gotischen Königsornates in teilweise erweiterter und ergänzter Form noch einmal vorgelegt. Er ist zum Verständnis dessen, was folgt, unerlässlich.

4.

Die Königstracht der Ostgoten ist aus der Zeit des Theodahad und seiner Nachfolger in einer Reihe von Denkmälern (Abb. 5—7) überliefert¹²⁷). Ihre Hauptteile waren ein Mantel mit darunter getragendem Chiton und die eigentümliche Kappe oder Krone. Alle Stücke sind von dem spätrömischen Kaiserornat so verschieden wie möglich¹²⁸).

Der Chiton besitzt am Halsausschnitt eine abschließende Borte, die mit einer senkrecht verlaufenden Mittelborte zusammentrifft. Schon dies unterscheidet ihn von gleichzeitigen römischen Stücken, wo die senkrechten Borten beiderseits, rechts und links, nicht in der Mitte verlaufen¹²⁹). Dagegen erscheint die Mittelborte bei der parthischen¹³⁰), sasanidischen¹³¹) und der diesen engverwandten palmyrenischen¹³²) Tracht (Abb. 16, 20). Wegen der Nachbarschaft zu den Goten müssen Beinplättchen aus Olbla¹³³) besonders genannt werden. Sie stellen einen parthischen König mit seinem Hof dar. Auch da ist der Chiton durch eine Mittelborte ausgezeichnet, gelegentlich auch durch eine an gleicher Stelle verlaufende

senkrechte Naht¹⁴⁴); sie wurde offenbar durch die Borte in den anderen Fällen überdeckt. Noch Stifterbildnisse aus Kutscha in Ostturkestan¹⁴⁵) zeigen diesen Chiton, dessen Verbreitung, wie es scheint, mit der des iranischen Volkstums zusammenfiel.

In gleiche Richtung weist der Mantel. Er bedeckt die Schultern, läßt aber die Brust frei. Die Münzen des Theodahad (Abb. 6) zeigen, daß er mit Ärmeln versehen war¹⁴⁶). Die Schulternaht ist hier mit einer Perlenborte geschmückt. Auf der rechten Schulter — nur sie ist voll zu sehen — befindet sich am unteren Ende ein gleichfalls perlenbesetztes Querstück, das den Ansatz der Ärmel bezeichnet. Ähnliche Borten und quergesetzte Schulterstücke kennt man von den Stifterfiguren aus Kumtura in Ostturkestan¹⁴⁷) oder von den kleinen Terrakotten aus Afrasjab¹⁴⁸), die der vorislamischen Zeit Bocharas¹⁴⁹) entstammen (Abb. 9). Hier ist auch der Schnitt des Mantels der gleiche wie auf den ostgotischen Denkmälern.

All das weist von vornherein auf iranischen Ursprung. Die Perlenborten zieren auch den sasanidischen Königsornat¹⁵⁰). Der Ärmelmantel, der die Brust frei läßt, ist nichts anderes als der persische Kandys¹⁵¹). Mit einer Spange auf der Schulter befestigt¹⁵²), flattert er bei heftiger Bewegung im Wind, wie man es auf dem Alexandersarkophag sieht. In Gegenwart des Herrschers mußte man den Kandys anziehen¹⁵³). Bei den Vornehmen und beim König selbst war er mit Purpur gefärbt¹⁵⁴). Auch der Mantel, der den ostgotischen Königen bei ihrer Erhebung umgelegt wurde, war ein Purpurgewand¹⁵⁵).

Gleich dem Chiton läßt sich auch der Kandys in Südrußland nachweisen. Er war meist aus Feilen gearbeitet und hieß dann Sisyrna¹⁵⁶). Auf den Darstellungen erscheint er als bezeichnender Bestandteil der skythischen Tracht¹⁵⁷), dann der Nordvölker überhaupt¹⁵⁸). Meist war dieser Mantel gegürtet. Ähnlich dem des ostgotischen Königsornats ließ er die Brust frei¹⁵⁹); an den Rändern zeigt er die Borten und auf der Schulter die Naht sowie das quergesetzte Schulterstück¹⁶⁰). Beide waren auch für den parthischen Königsornat kennzeichnend¹⁶¹). Die Darstellung des sitzenden Königs auf einem der Beinplättchen von Olbia¹⁶²) bestätigt diese Eigentümlichkeit: die Randborte kehrt auch da wieder, nur das Schulterstück läßt sich an diesem Ärmelmantel nicht erkennen.

Eine Bestätigung liefern die Wandgemälde der Synagoge von Dura-Europos (245 bis etwa 256 n. Zw.)¹⁵²). Hier ist die iranische Königstracht mehrfach dargestellt. Sie wird getragen von Saul¹⁵⁴), David¹⁵⁵), Mardochai¹⁵⁶), aber auch von Ahasver¹⁵⁷) und dem Pharao¹⁵⁸); vielleicht von Moses bei der Darstellung seiner Apotheose¹⁵⁹). Überall kehren die gleichen Bestandteile wieder: der Chiton (Tunika) mit der Borte am Hals und dem breiten, senkrecht herablaufenden Mittelstreifen; dann der Armelmantel, der über der Brust offen bleibt und dessen vordere Ränder mit breiten, gestickten Borten geschmückt sind. Nur die eigentümlichen Schulterstücke fehlen. Sonst ist die Übereinstimmung mit dem ostgotischen Königsornat und seinen iranischen Vorbildern vollkommen.

Es bleibt noch die Kopfbedeckung. Auf den Münzen (Abb. 6 bis 7) gleicht sie einer halbkugelförmigen Kappe. Ein horizontales, mit Edelsteinen verziertes Band bildet den unteren Abschluß; ebensolche Bänder laufen von vorn nach hinten und von Ohr zu Ohr, um sich auf der Spitze der Kappe im rechten Winkel zu treffen. Dieser Punkt ist durch einen kugeligen, besonders großen Edelstein gekennzeichnet.

Man hat versucht, die Krone, die auf den Münzen erscheint, als Helm zu deuten¹⁶⁰). Einen solchen Helm, von überhöhter Halbkugelform, tragen die parthischen Könige auf ihren Münzen¹⁶¹). Backenklappen oder ein Nackenschirm lassen an der Deutung keinen Zweifel. Die Reihen von kugeligen Nagelköpfen, die an den Nietstellen von vorn nach hinten und seitwärts von Ohr zu Ohr verlaufen, entsprechen den Borten der ostgotischen Königskrone. Darstellungen von Spangenhelmen¹⁶²) und erhaltene Stücke¹⁶³) zeigen vier Spangen, die in ihrer Anordnung den sich kreuzenden Borten der Krone entsprechen. Auch die Kugel auf dem Scheitelpunkt läßt sich belegen¹⁶⁴).

Unsere literarischen Berichte bezeugen indessen, daß die ostgotische Krone kein Helm war. Sie wird bezeichnet als *pilos*¹⁶⁵) oder *kamelaukion*¹⁶⁶): danach war sie vermutlich eine Kappe aus Filz oder Wollstoff. Ihr Schmuck bestand aus Edelsteinen und Phalerae, die herabhingen. Der *pilos* konnte auch mit der Rüstung getragen werden¹⁶⁷). Dem entspricht,

daß auf den Münzen die Krone an Stelle des Helmes mit der Chlamys, also wiederum mit der Rüstung, erscheint¹⁶⁹).

Damit schwindet die Möglichkeit, die Krone als Helm zu deuten. Der *pilos* war weitverbreitet. Beispielsweise war er bei den Dakern und verwandten Stämmen die Tracht der Vornehmen, aus denen die Priester und Könige genommen wurden¹⁶⁹). Beziehungen zwischen der dakischen und gotischen Kultur haben bestanden¹⁷⁰). Auch die gotischen Priester trugen den *pilos* und wurden darum als *pilleati* bezeichnet¹⁷¹). Aber eine Übernahme des königlichen *pilos* lange nach dem Untergang des dakischen Königtums ist nicht wahrscheinlich. Überdies verwiesen die anderen Bestandteile der ostgotischen Königstracht eindeutig auf iranische Vorbilder. Auch die Perser trugen den *pilos*¹⁷²). Er wurde der Kyrbasia und der Kidaris, aber auch der Tiara gleichgesetzt¹⁷³). Die Kidaris erscheint auf den Münzen der Achaimeniden und des Tigranes von Armenien (97—56) als königliche Kopfbedeckung¹⁷⁴); auch die Tiara diente als solche. Sollte in der Gleichsetzung von Kidaris und Tiara mit dem *pilos* liegen, daß auch dieser Abzeichen der Könige sein konnte?

Auf einem Sgraffito aus Dura (Abb. 10) erscheint ein iranischer König, eher ein Arsakide als ein Sasanide¹⁷⁵). Er sitzt in vollem Ornat auf dem Thron. Er trägt eine Krone, die die Form einer überhöhten Halbkugel hat. Sie ist weder ein Helm, denn es fehlen Backenklappen und Nackenschirm, noch eine Tiara — wenigstens nicht die übliche mit horizontalen Streifen¹⁷⁶). Aber Tiara und *pilos*, so sahen wir, glichen einander weitgehend¹⁷⁷). Und mit dem ostgotischen *pilos* hat diese Krone die halbkugelige Form und die kreuzweise Anordnung der Bänder gemeinsam. Es fehlt der Besatz mit den Edelsteinen und Perlen, aber er mag spätere Hinzufügung oder infolge der Nachlässigkeit des Zeichners weggelassen sein.

Eine halbkugelige Kappe gleich dem ostgotischen *pilos* trägt der Sasanide Schapur, der ältere Bruder Ardeschirs I., auf einem Sgraffito in Persepolis¹⁷⁸) (Abb. 11). Der *pilos* bildete auch den Grundbestandteil der sasanidischen Königskronen. Ebenso trugen die späteren Kuschan sasanidischer Abkunft Kronen von gleicher Form¹⁷⁹). Dieser Bestandteil blieb hier wie dort unverändert, soviel auch an Zierat bei den einzelnen

Herrschern hinzutrat. Der *pilos* mit den kreuzweise angeordneten Borten auf der Spitze, der abschließenden unteren Randborte erscheint in Palmyra¹⁸⁸) und auf einem sasanidisch-ägyptischen Gewebe aus Antinoë¹⁸⁹) (Abb. 12). Er ist das Abzeichen des dort dargestellten Herrschers. Die Färbung des *pilos* (rot die Kappe, gelb oder golden die Borten) zeigt, daß es sich keinesfalls um einen Helm, sondern um eine Stoffmütze mit goldenen Broderien handelt. Schließlich begegnen auch die Sterne, die die Kappenwickel des ostgotischen *pilos* ausfüllen, auf den Tiaren iranischer Herrscher¹⁹⁰). Wegen der Nachbarschaft zu den Goten sei darauf verwiesen, daß diese Sterne gerade bei der bosporanischen Königstracht wiederkehren¹⁹¹).

Die parthischen Unterkönige in Edessa, in der Persis und Elymais tragen gleichfalls *pilos* oder Tiara, mit kreuzförmig angeordneten Perlenborten, Stern und Mondsichel verziert. Die Prägungen subcharakenischer Herkunft ergänzen das Bild¹⁹²).

Eine letzte Bestätigung erbringt der Ornat der ostgotischen Königin, wie ihn Amalasintha auf dem Orestesdiptychon vom Jahre 530 trägt (Abb. 5). Ihre „phrygische“ Mütze gleicht genau der Kopfbedeckung, die die bosporanischen Königinnen kennzeichnet¹⁹³).

Noch bleibt zu fragen, wie alt die ostgotische Königstracht ist und von wo sie übernommen wurde.

Theoderich trägt auf den Münzen den ostgotischen Ornat nicht. Ob die Pelzkappe auf dem Goldmedaillon von Senigallia dem *pilos* gleichzusetzen ist¹⁹⁴), bleibt unsicher; es fehlt der bezugte Edelsteinschmuck¹⁹⁵). Wenn der *pilos* erstmalig auf dem Orestesdiptychon von 530 erscheint, so war er, ebenso wie die Ersetzung des Kaiserpaares durch die germanischen Könige, Ergebnis der nationalen Forderungen, die die gotische Partei an die römerfreundliche Regierung der Amalasintha richtete¹⁹⁶). Um so unwahrscheinlicher wird es dann, daß die ostgotische Königstracht erst jüngere Erfindung war. Vielmehr scheint alles dafür zu sprechen, daß man auf eine alte Einrichtung zurückgriff, die unter Theoderichs Regierung, sicherlich in Zusammenhang mit seiner römer- und kaiserfreundlichen

Politik, zurückgetreten war. Daß dem so ist, läßt sich noch zeigen.

Auch von der westgotischen Königstracht hat man Kunde. Sieht man von der Darstellung des letzten Westgotenkönigs in dem omajyadischen Lustschloß von Kusejr Amra¹²⁹⁾ ab, die späten Datums und ungenügend aufgenommen ist (Abb. 13), so kommt allein ein Saphir mit dem Bildnis Alarichs I. oder II. in Frage¹³⁰⁾ (Abb. 14). Es fehlt, ebenso wie auf dem Orestesdiptychon, der *pilos*, aber man erkennt den Chiton mit senkrechten Mittelstreifen und den mit Randborten geschmückten, über der Brust offenen Mantel. Soweit die Tracht dargestellt ist, fällt sie demnach mit der ostgotischen zusammen.

Daraus ergibt sich die Folgerung, daß Ost- und Westgoten ihre Königstracht gemeinsam übernommen haben. Das muß zu einer Zeit geschehen sein, als beide noch vereint waren, zum mindesten noch in engster Nachbarschaft saßen. Also noch in Südrußland und noch vor dem Hunneneinbruch. Und nur im sarmatisch-alanischen oder im bosporanischen Bereich war die Übernahme iranischer Formen möglich.

Vielleicht ist die Einführung des iranischen Königsornates geradezu unter Ermanarich anzusetzen¹³¹⁾. Der Begründer des gotischen Großreiches hat trotz dieser Tat ein wenig günstiges Bild hinterlassen. In der Heldendichtung tritt dies vor allem hervor. Die Vermutung ist berechtigt, daß das Regiment seines Reiches ein härteres, despotischeres Auftreten verlangt hat als die Goten es sonst von ihren Königen gewohnt waren. Mit diesen despotischen und östlichen¹³²⁾ Formen der Herrschaft konnte die Annahme des iranischen Ornates verknüpft sein. Innere und äußere Form hätten sich entsprochen.

Schwieriger bleibt die Antwort auf die Frage, wer der Gebende war. Grundsätzlich kommen sowohl die beiden Reitervölker wie das bosporanische Königtum in Frage. Bei dem gegenwärtigen Stand des Wissens spricht manches für das letztere, vor allem die Übereinstimmung in der Kopfbedeckung der Königinnen. Auf der anderen Seite fehlt bei den Goten das Hauptkennzeichen der nomadischen „Szepterträger“¹³³⁾. Das Grundsätzliche ist klar. In der Königstracht

der Goten faßt man erstmalig, wie stark die Durchdringung mit iranischen Einflüssen und Formen gewesen ist.

5.

Ermanarich, so wurde vermutet, hat erstmalig den iranischen Ornat als Ausdruck seiner herrscherlichen Stellung angelegt. Es war mehr als ein Zufall, daß gleichzeitig im Westen der Kaiser Gratian in alanischer Tracht auftrat¹⁹⁶). Demnach in der Tracht der Iranier Südrußlands und, wenn auch nicht im Königsornat, so doch in der Kleidung des adeligen und ritterlichen Herren.

Auch sie kennt man aus den Denkmälern, zunächst denen von Chinesisch-Turkestan. Die Fresken¹⁹⁵) der Höhlen von Kyzil bei Kutscha oder von Kumtura zeigen in langen Reihen die Bilder der adeligen Stifter. Sie tragen¹⁹⁶) lange, vorn geschlossene und gefütterte Taillenröcke, die einseitig oder beiderseits mit Klappkragen versehen sind (Abb. 18—19). Unter ihnen wird ein anliegendes weißes Hemd sichtbar, mit senkrechter Mittelnah und einem Streifen unterhalb des Ausschnittes. Als Kopfbedeckung¹⁹⁷) begegnet eine halbkugel- oder kegelförmige Mütze mit perlenbesetzten Borten, die längs des unteren Randes und von vorn nach hinten über den Scheitel der Mütze verlaufen.

Diese Tracht war iranischen Ursprungs¹⁹⁸). Sasanidische Silberschalen¹⁹⁹) zeigen den beiderseits aufgeschlagenen Klappenrock (Abb. 15). Dieser begegnet auch im ostiranischen Bereich. J. Hackin²⁰⁰) hat ihn auf einem Fresko (Abb. 22) und einer Tonstatue (Abb. 23) des 6.—7. Jahrhunderts festgestellt, die in Fandukistan, halbwegs zwischen Kabul und Bamiyan, gefunden wurden. Auf dem Fresko der „Höhle der sechzehn Schwertträger“ in Kyzil (Abb. 18) ist die Schmuckborte, die den nach rechts geklappten Kragen umfaßt, bandartig verlängert. „Vielleicht“, so vermutete bereits der Entdecker der Höhle²⁰¹), „bediente man sich dieses Bandes, um den Ausschnitt des Rockes zu schließen. Man ergriff das Band, führte es nach links um den Hals herum und hakte es ein. Auf diese Weise entstand ein Stehkragen über dem geschlossenen Halsausschnitt.“

Nicht nur der Rock war iranischen Ursprungs. Im Hemd der Stifterfiguren erkennt man den Chiton mit Mittelborte, in der Mütze den *pilos* wieder. Zwei bezeichnende Bestandteile der iranischen Königstracht leben darin fort. Auch der Taillenrock wird nur eine Ausgestaltung des einstigen Mantels, des *Kandys*, sein. Neu hinzugetreten sind die Klappen, aber noch auf den Turfanfresken erkennt man ein älteres Stadium, in dem der Taillenrock ohne diese Aufschläge, mit einer einfachen Randborte versehen war (unten S. 31 und Abb. 27)²⁹⁴). Im übrigen ist die Übereinstimmung vollständig. Auch der *Kandys* reichte, nach Ausweis eines Freskos aus der Synagoge von Dura²⁹⁵), bis an die Knie, und die Achselstücke kehren beiderseits (vergl. Abb. 19) wieder. Vielleicht darf man bereits auf dem Sgraffito aus Dura (Abb. 10) den Taillenrock erkennen.

Die ostturkestanischen Stifterbilder entstammen dem 6. bis 7. Jahrhundert. Ihre Tracht ist mannigfach ausgestaltet, ins Höfische, ja bis ins Stutzerhafte gewandelt. Aber sie war dieselbe, die im 3.—4. Jahrhundert das Vorbild für den gotischen Königsornat abgab. Die Stifter selbst gehörten den Tocharern oder Yüetschi an, einem ostiranischen Reitervolk, das den Namen der Skythen in dem seinen trug²⁹⁶). Auch die Alanen waren nach Ausweis ihrer Sprache ostiranischen Ursprungs. Beide Völker waren dem gleichen Kulturkreis entsprungen; beide nahmen sie die parthisch-sasanidische Hoftracht an. Die alanische Kleidung, in der Gratian auftrat, unterschied sich von ihr vermutlich nicht allzu sehr. Und gewaltig, wie ihre Verbreitung, war auch ihre Nachwirkung.

Einmal sind die Bildsteine Ost- und Westpreußens²⁹⁷) zu nennen, roh ausgeführte Standbilder aus der Wikingerzeit (9.—10. Jahrhundert). Ein Verwandter von ihnen ist der Bildstein aus Altenkirchen auf Rügen²⁹⁸). Lassen die preußischen Bildsteine von der Kleidung lediglich eine spitze Mütze, also den *pilos*, erkennen, so tritt auf dem Rügener ein Taillenrock mit deutlicher Klappe auf der linken Seite hinzu (Abb. 17). Das ist derselbe Klappenrock, den die sasanidischen Ritter (Abb. 15) und die tocharischen Stifterfiguren tragen.

Die Verbindung läßt sich noch enger ziehen. Verfertiger der ost- und westpreußischen Bildsteine waren die alten Prussen²⁹⁹); sie haben die Denkmälergattung den Slawen Rü-

gens weitergegeben. Aber der Typus selbst geht auf ältere Zeit zurück²⁰⁹). Die Vorbilder sind letztlich bei den Iranern Südrußlands und der Nachbargebiete zu suchen. In Süd- und Mittelrußland, in Westsibirien und in der Kirgisensteppes, in Westturkestan und im Altai findet sich eine Reihe ähnlicher Stücke²¹⁰). Neben männlichen bringen sie auch weibliche Gestalten, was ihnen den Namen *kamennyje baby*, „Mütterchensteine“, eingetragen hat. Zeitlich erstrecken sie sich vom 9.—10. Jahrhundert bis zurück in die sarmatisch-alanische Periode. Das zeigen die Waffen und Gerätschaften, wie sich im einzelnen nachweisen läßt²¹¹): auf der Statue von Batalpashink und anderen erkennt man den *pilos* und den *Kandys* mit Borte am vorderen und unteren Rand²¹²). Das zeigt auch die Barttracht. Neben dem Schnurrbart mittelasiatischen Ursprungs erscheint ein spitzer Kinnbart²¹³). Er bildete, lange bevor Prussen und Slawen ihn annahmen²¹⁴), nach Ausweis der Trajanssäule (Abb. 21) eine Eigentümlichkeit der sarmatischen Ritter. Auch mit den tocharischen Stifterfiguren ergibt sich eine Berührung besonderer Art. Die Befestigung der Stiefelschäfte an der Hose vermittelt einer über das Knie verlaufenden Schnur begegnet nur bei den Bildsteinen Südrußlands und in Ostturkestan²¹⁵).

Seit langem hat man beobachtet, daß die Tracht der iranischen Reitervölker sich bis in die Gegenwart gehalten hat. Der *pilos*, der auf den Fresken von Kirisch²¹⁶) erscheint, ähnelt der noch heute gebrauchten Kappe der Osttürken²¹⁷). Der Klappenrock hat seine Fortsetzung in der polnischen *Ulanka*²¹⁸). Auch bei den Finnen, besonders bei ostfinnischen Stämmen, findet man noch gegenwärtig Bestandteile der Tracht aus der alanisch-gotischen Zeit bewahrt.

Die Wandmalereien der Synagoge von Dura-Europos zeigen, daß der Chiton mit Halsborte und senkrechtem Mittelstreifen ein Bestandteil der Tracht auch niederer Personen war²¹⁹). Eine Hemdform, die sich diesem iranischen Chiton vergleichen läßt, findet sich bei den Mordwinen²²⁰). Eine an den *pilos* gemahnende Kopfbedeckung begegnet bei den Lappen des 18. Jahrhunderts²²¹). Aber auch ein so bezeichnendes Kleidungsstück wie der Taillen- oder Klappenrock hat sich gehalten. Und zwar in allen Spielarten, die man im Altertum findet.

Ein vergleichsweise altes Fresko aus der „Hippokampenhöhle“ von Kyzil²²¹) zeigt (Abb. 27), daß der Taillenrock auch ohne Klappen vorkam. Vorn war er geradlinig geschlossen; die beiden Seiten trug man vorn und unten mit Borten besetzt. Hier haben wir, wie schon gesagt (oben S. 29), noch ganz den alten Kandys. Diese einfachste Form findet sich in dem von orthodoxen Esthen bewohnten Setukesien (Gouv. Pskow) und bei den Tscheremissen²²²) wieder (Abb. 25). Ein ähnliches Stück aus der Han-Zeit (Seide mit Kragen aus Baumwolle-Besatz) hat Sven Hedin in einem Grab vom Südufer des Kumdarja (Lopnor-Gebiet) gefunden²²³). Daneben erscheint in Kyzil der nach links geschlossene Rock, wobei der rechte Rand mit der Borte sich über den linken legt (Abb. 18). Auch diese Form begegnet in Setukesien und bei den Tscheremissen. Daneben lassen sich die ersten Ansätze von Kragenklappen beobachten, und zwar meist doppelseitig bei nach links geschlossenem Rock²²⁴) (Abb. 24). Am ehesten kann man die Form vergleichen, die auf dem Fresko von Fondukistan in Afghanistan (Abb. 22—23) erscheint²²⁵). Eine ausgebildete Klappe an der rechten Seite findet sich an der mordwinischen *šiletka*. Sie kann nach links übergehakt werden und schließt dann am Hals mit einem kleinen Stehkragen ab²²⁶) (Abb. 26).

Tscheremissen und Mordwinen, *Merens* und *Mordens*, erscheinen unter den Völkern, die zum großgotischen Reich des Ermanarich gehörten (oben S. 20). Die Vermutung drängt sich auf, daß der Taillen- oder Klappenrock iranischer Herkunft zusammen mit den anderen Formen gleichen Ursprungs übernommen wurde. Sie wird bestätigt einmal dadurch, daß sämtliche Varianten des iranischen Kleidungsstückes bei den permischen Stämmen wiederkehren. Dann dadurch, daß sich die Röcke mit stark betonter Taille absetzen von einer langen Reihe anderer, die späterer, vermutlich türkisch-tatarischer²²⁷) Herkunft sind und jenes Merkmal nicht zeigen²²⁸).

Damit rundet sich das Bild ab. Wieder sind wir auf das Gotenreich als Kulturbringer und Kulturvermittler gestoßen. Die Stämme am Ural haben, über anderthalb Jahrtausende hinweg, die Spuren dessen bis heute bewahrt.

6.

Zum Schluß sei noch einmal zu dem Werk zurückgekehrt, das den Ausgangspunkt dieser Betrachtung gebildet hat: dem Kalewala.

Daß die Chronologie dieses Gedichtes schwierig sei, wurde bereits betont (oben S. 12). Auf den ersten Blick schien das Kalewala ein Epos, das der Geschichte völlig fern steht. „Die frühen Berührungen der Finnen mit den germanischen und den lituslawischen Völkern, von welchen die Analyse der Sprache uns unterrichtet, sind ihm unbekannt; der einstigen Streifzüge der skandinavischen Wikinger auf finnischen Boden und der Finnen auf skandinavischem gedenkt es mit keinem Worte; die Ereignisse von Nowgorod, die die Finnen so nahe berührten, die Tatsache der schwedischen Eroberungen, die häufigen stürmischen Kämpfe zwischen Schweden und Russen auf dem Heimatboden und die Teilnahme der Finnen daran zu Gunsten der einen oder der anderen Partei, die alten Konflikte zwischen den Finnen selbst, zwischen Jemen und Karelen, das alles ist in der Runenpoesie ohne Wiederhall geblieben, fremd den von dieser erfundenen epischen Idealen, den von ihr erzählten Heldentaten.“ So urteilte noch 1892 Domenico Comparetti in seinem Buch über den Kalewala²⁹⁹), und dabei schien es bleiben zu müssen.

Als erster hat gegen diese Anschauung K. Krohn³⁰⁰) Einspruch erhoben. Wie bei den Germanen sei die älteste epische Dichtung der Finnen geschichtlichen Inhalts gewesen³⁰¹). Er glaubte bestimmte Spuren zu erkennen, die in die Wikingerzeit verwiesen³⁰²). Damals habe die finnische Runendichtung eingesetzt.

Die Einzelheiten brauchen hier nicht erörtert zu werden. Ich selbst bezweifle, daß der älteste Inhalt des finnischen Epos geschichtlich gewesen ist. Das Mythische steht von Anfang an mit eindrucksvollen und mächtigen Gestaltungen im Vordergrund. Aber soviel ist deutlich, daß die Verhältnisse der Wikingerzeit sich abzeichnen. Nur stößt man damit nicht in die älteste Schicht vor. Wenn das Ergebnis der hier vorgelegten Betrachtungen zutrifft, ist man um einen erheblichen Schritt rückwärts gelangt. „Blaues Elen“ als Beiname des Reitpferdes führt auf jene Zeit, da das Reiten und mit ihm die

reiterliche Rüstung bei den Finnen Eingang fand. Das epische Beiwort entstammt dem 3.—4. Jahrhundert, der Zeit des gotischen Reiches. Bis in diese Zeit reicht also auch die finnische Runendichtung — gewiß nicht in ihrer heutigen Form, wohl aber nach ihren Anfängen — zurück. Das ordnet sich in einen größeren Zusammenhang ein.

Die finnische „Rune“ trägt einen germanischen Namen²²²). Meist führt man sie auf germ. **rūnō* zurück²²³). J. Weisweiler, den ich befragte, gab folgende Auskunft: „Was finn. *runo* betrifft, so fällt schon lautlich der Quantitätsunterschied der Tonsilbe gegenüber german. **rūnō* auf. Ich kann zwar kein anderes Beispiel für german. *ū* im Finnischen finden. Aber bei dem konservativen Vokalismus der übrigen germanischen Lehnwörter im Finnischen würde man finn. **ruuno* statt *runo* erwarten, wenn das Wort aus german. **rūnō* entlehnt sein soll. Oder anders ausgedrückt: wenn finn. *runo* kein rein finnisch-ugrisches Wort ist, sondern ein germanisches Lehnwort, so müßte man eigentlich nach einem german. **runō* suchen. Nun gibt es altisländische Komposita, die in ihrem ersten Glied ein Wort enthalten, das lautlich mit finn. *runo* besser übereinstimmt als altnord. *rūn* „Rune“. Es handelt sich um die Bezeichnung für gewisse Skaldenmetren, deren Name Snorri im Háttatal seiner Edda mitteilt: *run-hending, run-hendr hátt* „Reihenreim, reihenreimendes Metrum“ (von *runi* m. oder *runa* f. „Lauf, Bahn, Reihe“ zu *renna* „laufen“). Da germanische anlautende Doppelkonsonanz im Finnischen durch Verlust des ersten Konsonanten vereinfacht wird (vergl. urgerm. **hren-gaz* > finn. *rengas* „Ring“; altnord. *straumr* > finn. *rauma* „Meeresströmung“; altnord. *grjót* > finn. *riutta* „Fels, Klippe“ usw.), kommt noch ein anderes isländisches Wort in Frage. Als Name eines Preisliedes auf den norwegischen König Magnus den Guten ist das Wort *Hrun-henda* überliefert. Das Wort ist identisch mit den in Snorris Háttatal bezeugten Fachausdrücken *hryn-hendr hátt, hryn-henda, hrynjandi hátt* „das rauschend reimende Versmaß, der Rauschreim, das rauschende Metrum“ oder dergl. Es ist das Versmaß, in dem unter anderem das in der isländischen Literatur berühmte Marienlob „Lilja“ des Eysteinn Ásgrímsson (gest. 1361) geschrieben ist. Die Simplicia *runa* und *hrynja, hrun(j)a* als

Bezeichnung bestimmter Metren kommen allerdings nicht vor. Aber der Bedeutung und der Lautform nach scheint mir finn. *runo* besser zu diesen beiden altisländischen Wörtern zu passen (da es ja auch ein Fachausdruck der Dichtung ist) als zu german. **rūnō*. Trotzdem bin ich keineswegs von meinem etymologischen Vorschlag überzeugt. Denn in anderer Hinsicht paßt die Bedeutung von german. **rūnō* besser, wenn man an die finnische „Rune“ magischen Inhalts³³⁶) denkt. Übrigens kommt das mit dem Germanischen in Lauten und Bedeutung z. T. übereinstimmende Wort auch im Keltischen vor. Eines der beliebtesten irischen Volkslieder hat den Kehrreim: *Eibhlín a rún* „Eilín mein Liebling“. Für alt- und mittelirisch *rún* finden sich die Bedeutungen „Geheimnis, Absicht, Vorhaben, Beschluß, Idee, Ziel, Liebchen“; dazu die Ableitungen *rúnda* „geheimnisvoll, mystisch“, *rúndatu* „Mysterium“, ferner *kymr. rhin* „virtue, essence, secret, mystery, charm, enchantment, miracle“; *rhinio* „to whisper, to use mystery, to secrete, to charm“; breton. *rin* „mystère, secret“. Diese Bedeutungen müßten allerdings erst in ihrem Kontext nachgesehen werden, da die Wörterbücher vielfach Mißverständnisse und Fehler voneinander abschreiben.“

Weiter verweist mich H. H. Schaefer darauf, daß ein Gegenstück zu finn. *runo*: altnord. *rún* in finn. *rikas* „reich“: altnord. *rikr*. vorliegt. Demnach ließe sich die herkömmliche Ansicht halten.

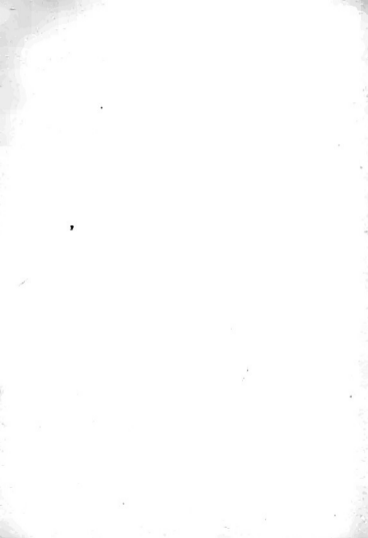
Hier interessiert vor allem die Frage, ob sich eine Verbindung mit dem Gotischen herstellen läßt. In Betracht kommen die von Jordanes³³⁵) genannten *magae mulieres*: die *hallurunnæ*, die ihre Entsprechungen im Deutschen und Angelsächsischen besitzen³³⁶). Die Brücke zu finn. *runo* kann, worauf mich J. Weisweiler gleichfalls hinweist, nur im Begriff des Zaubers (german. **rūnō*), nicht in dem des Singens gesucht werden. Auch der erste Bestandteil des gotischen Wortes ist ins Finnische gelangt³³⁷). Das wäre eine Bestätigung des vermuteten Zusammenhanges.

Die Übernahme des Runennamens steht nicht allein. Wie er, so sind die Anfänge einer finnischen Dichtung selbst und eines finnischen Mythos mit dem gleichen geschichtlichen Ereignis verknüpft: der frühen Berührung mit den Germanen³³⁸).

Die Fülle der germanischen Lehnwörter im Finnischen zeugt von der nachhaltigen Wirkung dieser Berührung. Während die Lappen, „die so arm an eigenem Mythos wie an Poesie sind“³³⁹), auf einer älteren Stufe verharrten, wurden die Finnen über den bloßen Schamanismus hinausgeführt³⁴⁰) und erschlossen sich einer neuen zukunftsträchtigen Welt.

Die germanischen Lehnwörter reichen bis in die Jahre um die Zeitwende oder kurz davor zurück³⁴¹). Weit später setzte man die Einwirkung der germanischen Dichtung und damit die Entstehung des finnischen Runengesanges an. Über die Wikingerzeit (8.—11. Jahrhundert) wagte man nicht hinaufzugehen³⁴²). Aber schon die Übernahme von german. **rūnō* muß weit älter sein. Das stimmt zu unserem Ergebnis, wonach ein episches Beiwort des Kalewala mindestens ins 3.—4. Jahrhundert hinaufgeht.

Es wäre das schönste Ergebnis dieser Betrachtungen, sollte es sich bestätigen, daß die Reichsgründung der Goten auch hier sich ausgewirkt hat. Streithengst, Kettenhemd und Klappenrock hatten gewiß ihre Zeit und ihre Bedeutung. Aber beides blieb notwendig begrenzt. Die Runenlieder Kareliens aber sind durch Elias Lönnrots Tat zum unverlierbaren Besitz des finnischen Volkes geworden. Für die Entstehung dieser Dichtung die Voraussetzungen geliefert, die Finnen ihren andersgearteten Ursprüngen entrissen und sie erstmalig der europäischen Gemeinschaft zugeführt zu haben: das dürfte keinen geringen Ruhmestitel der Goten bedeuten.



Anmerkungen

- ¹⁾ 6, 2 f. Nach der neuen Übersetzung von M. Talvio und G. Thaer, herausgegeben von dem „Ahnenerbe“ in Verbindung mit der finnischen Kalewala-Gesellschaft und der Deutschen Akademie.
- ²⁾ 6, 5 f.
- ³⁾ 3, 394.
- ⁴⁾ 4, 353.
- ⁵⁾ 3, 395 f.; 7, 349 f.; 15, 353 f.
- ⁶⁾ 12, 301 f.
- ⁷⁾ K. Krohn, Kalewalastudien II. FFCcommunications Nr. 67, 106.
- ⁸⁾ Grundlegend J. Wiesner, Fahren und Reiten in Alteuropa und im Alten Orient.
- ⁹⁾ B. Munkácsi, Keleti szemle 6, 198.
- ¹⁰⁾ 6, 96.
- ¹¹⁾ 6, 175 f.
- ¹²⁾ 6, 187 f.
- ¹³⁾ D. Comparetti, D. Kalewala 63; W. Steinitz, D. Parallelismus in der finnisch-karelischen Volksdichtung. FFCcommunications Nr. 115.
- ¹⁴⁾ 14, 21 f.
- ¹⁵⁾ H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen 225.
- ¹⁶⁾ Amer. Journ. Arch. 1933, 30 f.; vergl. M. Rostovtzeff, Sem. Kondak, 6, 161 Anm. 1 Ende; L. Morgenstern, Rev. des arts asiat. 10, 201 f.
- ¹⁷⁾ M. P. Griaznow, a. O. 34 Abb. 3.
- ¹⁸⁾ M. P. Griaznow, a. O. 38.
- ¹⁹⁾ M. P. Griaznow, a. O. 38 f.
- ²⁰⁾ Die Hohe Jagd 216 f. Hinweis von H.-O. v. Bockelberg.
- ²¹⁾ D. Carouthers, Unknown Mongolia I, 230 Taf.; 234 Taf. (Hinweis von J. Wiesner).
- ²²⁾ Forstmeister Klose in: Wild und Hund 1942, 399 f. Hinweis von H.-O. v. Bockelberg.
- ²³⁾ M. P. Griaznow, a. O. 38.
- ²⁴⁾ J. Wiesner, Germanien 1942, 216 f.; 217 f.

- ²¹⁾ Sv. Hedin, *Durch Asiens Wüsten* 1, 164; G. Haloun, *Selt wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt?* 1, 42; J. Wiesner, a. O. 213; *Neue Jahrb.* 1942, 264; *Welt als Gesch.* 8, 201. Weiter ist an die „Hirschkpferde“ auf den Schließen der kaukasischen Bronzezeit zu erinnern, die bereits F. Hančar mit dem Nacheinander von gerittenem Renntier und Pferd sowie mit Pazyryk verknüpft hat: *IPEK*. 1935, 49 f.; 64.
- ²²⁾ Brehms *Tierleben*, Säugetiere 4⁴, 109.
- ²³⁾ H. Rosenfeld, *Germ.-Rom. Monatsschr.* 28, 245 f.; J. Wiesner, *Neue Jahrb.* 1942, 266 Anm. 46.
- ²⁴⁾ 3, 168 f.
- ²⁵⁾ M. P. Giaznow, *Wiener Prähist. Zeitschr.* 1928, 122 f.; *Amer. Journ. Arch.* 1933, 32; doch vgl. B. Karlgren, *Bull. Mus. Far East. Ant.* 1, 151 f.
- ²⁶⁾ M. P. Giaznow, *Amer. Journ. Arch.* 1933, 43.
- ²⁷⁾ M. P. Giaznow, a. O. 45; J. Wiesner, a. O. 218.
- ²⁸⁾ J. Wiesner, a. O. 215.
- ²⁹⁾ Keleti szemle 5, 326; anders H. Jacobsohn, a. O. 226 f. Sein Beweisgang zielt darauf hin, daß die Ableitung aus dem Alanisch-Ossetischen zwar möglich, aber nicht zwingend sei. Durch Heranziehung der „Sachen“ neben den „Wörtern“ wird sich Munkácsis Entdeckung bestätigen.
- ³⁰⁾ Darüber wird eine kommende Arbeit von J. Wiesner handeln.
- ³¹⁾ B. Munkácsi, a. O. 310 f.; W. Müller, *D. Sprache der Osseten* 5 f.; M. Vasmer, *Unters. über die ältesten Wohnsitze der Slawen* 1, 25 f.
- ³²⁾ F. Altheim, *D. Krise der Alten Welt* 1, 24 f.; 65 f.; 106 f.
- ³³⁾ F. Altheim, a. O. 1, 65 f.
- ³⁴⁾ F. Altheim, a. O. 1, 106 f.
- ³⁵⁾ F. Altheim, a. O. 1, 24 f.
- ³⁶⁾ F. Altheim, *D. Soldatenkaiser* 154 f.
- ³⁷⁾ W. W. Tarn, *Hellenist. Milit. and Naval Developments* 76 f.; 156 f.
- ³⁸⁾ W. W. Tarn, *The Greeks in Bactria and India* 308 f.
- ³⁹⁾ *Amm. Marc.* 31, 2, 19.
- ⁴⁰⁾ *CIL.* 12, 1122a Z. 1—6; *Dio* 69, 11, 2; M. Rostovtzeff, *CAH.* 11, 97.
- ⁴¹⁾ B. Munkácsi, *Keleti szemle* 5, 318 f.
- ⁴²⁾ 12, 217; 221; vergl. K. Krohn, *Kalewalastudien II. FFCommunications* 67, 103 f.
- ⁴³⁾ 12, 328; 347.

- ⁴⁸⁾ B. Laufer, *Chinese Clay Figures* 1, 117; 327 f.; B. Thordeman, *Acta Archaeol.* 4, 142; J. Wiesner, *Germanien* 1942, 213; N. Makarenko, *Eur. Sept. Ant.* 9, 140 f.; J. Alfs, *Zeitschr. f. hist. Waffen- u. Kostümkde.* 7, 105; 111; E. Herzfeld, *Am Tor von Asien* 86.
- ⁴⁹⁾ 12, 256 f. Für die Streitart A. v. Le Coq, *Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens* 19.
- ⁵⁰⁾ J. Papay, *Samml. ostjak. Volksdicht.* (3. *Asiat. Forsch.-Reise d. Grafen E. Zichy Bd. 5*) 61, 871 f.
- ⁵¹⁾ J. Papay, a. O. 63, 1008; vergl. 64, 1187 f.; 98, 543 f.
- ⁵²⁾ M. Rostovtzeff, *Skythien u. d. Bosphorus* 1, 298; B. Thordeman, a. O. 4, 143 f.
- ^{53a)} J. Papay, a. O. 61, 904 f.; 94, 295; 96, 376 f.; Altheim-Trautmann, *Germanien* 1941, 349 f.
- ^{53b)} A. v. Le Coq, a. O. 19 f.
- ⁵⁴⁾ a. O. 326; von H. Jacobsohns Einwänden (a. O. 229) gilt dasselbe wie oben.
- ⁵⁵⁾ Über die Sitze der Westfinnen: M. Vasmer, *SBAW.* 1934, 351 f.; 428 f.; 1935, 307; J. Pokorny, *Mitt. Anthrop. Ges. Wien* 66, 72 f.
- ⁵⁶⁾ F. Altheim, *D. Krise der Alten Welt* 1, 65 f.
- ⁵⁷⁾ F. Altheim, a. O. 1, 23 f.
- ⁵⁸⁾ F. Altheim, *Weltherrsch. u. Krise* 193 f.; vergl. *Curt. Ruf.* 4, 9, 3.
- ⁵⁹⁾ F. Altheim, *D. Krise der Alten Welt* 1, 24 f.; *Helios u. Heliodor v. Emesa* 33 f.
- ⁶⁰⁾ B. Thordeman, a. O. 144 f.
- ⁶¹⁾ H. Jacobsohn, a. O. 233; B. Munkácsi, *Keleti szemle* 5, 327.
- ⁶²⁾ J. Werner, *Euras. Sept. Ant.* 4, 203; 7, 50. Dazu E. Chavannes, *T'oung Pao N. F.* 6, 558 f.; 8, 195 f.; A. Wylie, *Journ. Anthrop. Instit.* 10, 44; M. Rostovtzeff; *CAH.* 11, 94.
- ⁶³⁾ H. Appelgren-Kivalo, *Alt-altaische Kunstdenkmäler* Abb. 64 f.; A. M. Tallgren, *Euras. Sept. Ant.* 8, 175 f.
- ⁶⁴⁾ M. Rostovtzeff, *Yale Class. Stud.* 5, 269 f.; *CAH.* 11, 100; anders A. M. Tallgren bei B. Thordeman, *Acta Arch.* 4, 146 Anm. 40.
- ⁶⁵⁾ H. Appelgren-Kivalo, a. O. Abb. 81; 312.
- ⁶⁶⁾ M. Rostovtzeff, *Yale Class. Stud.* 5, 229 Anm. 101; *CAH.* 11, 100; *The Animal Style* 107 Anm. 2.
- ⁶⁷⁾ A. v. Le Coq, *Bilderatlas z. Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens* Abb. 100.
- ⁶⁸⁾ M. Rostovtzeff, *Yale Class. Stud.* 5, 288 f.
- ⁶⁹⁾ H. Jacobsohn, a. O. 231.

- 71) A. V. Schmidt, Eur. Sept. Ant. 1, 29 f.
- 72) A. V. Schmidt, a. O. 27 „Ringpanzer“.
- 73) H. Jacobsohn, a. O. 225.
- 74) H. Jacobsohn, a. O. 231.
- 75) H. Jacobsohn, a. O. 226 f.
- 76) H. Jacobsohn, a. O. 230 f.
- 76a) Regelmäßiger Handel zwischen Baltikum und Schwarzem Meer: A. M. Tallgren, Eur. Sept. Ant. 7, 7 f.
- 77) Zum Folgenden H. Jacobsohn, a. O. 232.
- 78) H. Jacobsohn, a. O. 232 f.
- 79) B. Munkácsi, Keleti szemle 7, 369 f.; H. Jacobsohn, a. O. 232 Anm. 2.
- 80) H. Jacobsohn, a. O. 232 Anm. 2.
- 81) F. Altheim, a. O. 1, 94 mit weiteren Angaben.
- 82) H. Jacobsohn, a. O. 234 Anm. 1.
- 83) Arntz-Zeiß, D. einheimischen Runendenkmäler d. Festlands 22 f.; F. Altheim, a. O. 1, 95; W. Krause, Germanien 1941, 462 f.
- 84) F. Altheim, D. Soldatenkaiser 79 f.
- 85) Shtetelig-Falk-Gordon, Scandinavian Archeology 201 f.
- 86) Literaturangaben bei F. Altheim, Germanien 1939, 49 f.; D. Soldatenkaiser 80 f.
- 87) F. Altheim, D. Soldatenkaiser 80.
- 88) A. V. Schmidt, Eur. Sept. Ant. 1, 26 f.
- 89) A. V. Schmidt, a. O. 1, 19 f.
- 90) A. V. Schmidt, a. O. 1, 19.
- 90a) A. M. Tallgren, Eur. Sept. Ant. 11, 125.
- 91) A. V. Schmidt, a. O. 1, 32 f.; L. Halphen, CAH. 12, 101 f.
- 92) A. V. Schmidt, a. O. 1, 36 f.
- 93) J. J. Mikkola, Finn.-ugrische Forsch. 15, 61 mit weiteren Angaben.
- 94) J. Sellye, Les bronzes émaillées de la Pannonie Rom. (Diss. Pannon. 2, 8 f.) 32 f.
- 95) A. V. Schmidt, a. O. 1, 40; vergl. 43 f.
- 96) A. V. Schmidt, a. O. 1, 40.
- 97) A. V. Schmidt, a. O. 1, 40 f.
- 98) A. V. Schmidt, a. O. 1, 46.
- 99) A. V. Schmidt, a. O. 1, 47; A. M. Tallgren, a. O. 127.
- 100) A. V. Schmidt, a. O. 1, 47.
- 101) M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 147 f.; Yale Class. Stud. 5, 192; 268; 298; Mon. Piot. 6, 137 f.

- ¹⁰⁷⁾ M. Rostovtzeff, CAH 11, 93 f.
- ¹⁰⁸⁾ F. Altheim, D. Krise der Alten Welt 1, 97.
- ¹⁰⁹⁾ B. Munkácsi, Keleti szemle 5, 326.
- ¹¹⁰⁾ A. V. Schmidt, a. O. 1, 49.
- ¹¹¹⁾ A. V. Schmidt, a. O. 1, 49; A. M. Tallgren, Eur. Sept. Ant. 5, 100 f.
- ¹¹²⁾ A. V. Schmidt, a. O. 1, 49.
- ¹¹³⁾ F. v. Lorentz, Röm. Mitt. 50, 341 f. mit Literaturangaben; dazu S. Fuchs, D. Antike 19, 124 f.
- ¹¹⁴⁾ B. Munkácsi, Keleti szemle 5, 326.
- ¹¹⁵⁾ A. V. Schmidt, a. O. 1, 47.
- ¹¹⁶⁾ Jord., Got. 23, 116.
- ¹¹⁷⁾ J. J. Mikkola, Finn.-ugr. Forsch. 15, 62 f.
- ^{118a)} A. A. Zakharow, Eur. Sept. Ant. 5, 198; Zeitstellung 216.
- ^{118b)} K. Müllenhoff im Register von Th. Mommsens Jordanes-Ausgabe.
- ¹¹⁹⁾ H. Jacobsohn, a. O. 245 f.; A. Pogodin, Mém. soc. finno-ougr. 67, 326 f.; M. Vasmer, SBAW. 1935, 507 f.; 579 f.; J. J. Mikkola, a. O. 60; 62.
- ¹²⁰⁾ H. Jacobsohn, a. O. 19.
- ¹²¹⁾ F. Altheim, D. Krise der Alten Welt 1, 95 f.; Rhein. Mus. 90, 205 f.
- ¹²²⁾ F. Altheim, Germanien 1939, 49 f.; D. Soldatenkaiser 80.
- ¹²³⁾ 31, 5, 17.
- ¹²⁴⁾ Ein Versuch bei J. J. Mikkola, a. O. 61.
- ¹²⁵⁾ F. Altheim, D. Krise der Alten Welt 1, 106 f.
- ¹²⁶⁾ Ann. Marc. 31, 7, 17; L. Schmidt, D. Ostgermanen 2, 258.
- ¹²⁷⁾ H. Jacobsohn, a. O. 224. Die Finnen selbst kannten dergleichen nicht: D. Comparetti, D. Kalewala 21.
- ¹²⁸⁾ B. Munkácsi, Keleti szemle 5, 326; E. N. Setälä, Journ. de la société finno-ougrienne 17, 4, 33; H. Jacobsohn, a. O. 228 Anm. 3.
- ¹²⁹⁾ W. Miller, D. Sprache d. Osseten 15 § 3, 5.
- ¹³⁰⁾ B. Munkácsi, a. O. 5, 315; vergl. 13, 350 f.; H. Jacobsohn, a. O. 228.
- ¹³¹⁾ Germanien 1942, 277 f.; D. Krise der Alten Welt 1, 98 f.
- ¹³²⁾ Diptychon des Orestes (N 32) mit Bildnisschilden des Athalarich und der Amalasuwa vom Jahre 530: R. Deibruock, Consulardiptychen 148 f.; Taf. 32; Münzen seit Theodahad: W. Wroth, Coins of the Vandals, Ostrogoths, Lombards Taf. 9 f.; F. J. Kraus, D. Münzen Odovacars und d. Ostgotenreichs in Italien (Münzstudien, her. v. M. v. Bahrfeldt und H. Buchenau 5) Taf. 9, 29 f.

- ¹²⁹⁾ Für die vollständige Mitteilung des bildlichen Materials bin ich R. Delbrueck zu größtem Dank verpflichtet. Auch die Beurteilung und Herleitung des Ornates wird ihm verdankt. Weitere Hilfe hat J. Kollwitz in nie versagender Hilfsbereitschaft gewährt.
- ¹²⁹⁾ Eine reiche Sammlung von Beispielen bei N. Bélaev, *Recueil Kondakoff* 201 f.
- ¹³⁰⁾ Mithras auf dem Denkmal Antiochos' I. von Kommagene auf dem Nemrud Dag: F. Sarre, *Die Kunst des alten Persien* 56; *Excavations at Dura-Europos 1930/1*, Taf. 18, 1—2; 19, 1; 20, 2; 1933/4—1934/5, Taf. 13, 3—4; 14, 1; 15—17; F. Cumont, *Les fouilles de Doura-Europos* Taf. 98, 1—2.
- ¹³¹⁾ G. Mendel, *Musée Ottoman, Catal. des sculpt.* 2, 398 Abb.
- ¹³²⁾ M. Rostovtzeff, *Yale Class. Stud.* 5, Abb. 51; 51a; 57; dazu S. 251.
- ¹³³⁾ M. Rostovtzeff, a. O. 190 f.; Abb. 31.
- ¹³⁴⁾ Vgl. *Excavat. at Dura-Europos 1932/33*, Taf. 42, 1 (Reiterfigur rechts).
- ¹³⁵⁾ A. v. Le Coq, *Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens* 39 Abb. 8 links.
- ¹³⁶⁾ R. Delbrueck, a. O. 149.
- ¹³⁷⁾ A. v. Le Coq, a. O. 40 f.; Abb. 9 und 11.
- ¹³⁸⁾ J. Strzygowski, *Altai, Iran und Völkerwanderung* 262 Abb. 208. Kein „Musikant“, sondern ein Schwerträger, vgl. E. Herzfeld, *Am Tor von Asien* 68.
- ¹³⁹⁾ J. Strzygowski, a. O. 263; *Orient. Lit.-Ztg.* 7, 50; G. Vambéry, *Gesch. Bucharas* 16.
- ¹⁴⁰⁾ E. Herzfeld, a. O. 81 f.
- ¹⁴¹⁾ *Amelung*, RE. 3, 2207; dazu F. Hauser, *Osterr. Jahresh.* 6, 88 Anm. 11.
- ¹⁴²⁾ *Hesych.* s. v. *κάρδου*.
- ¹⁴³⁾ *Xenoph.*, *Hell.* 2, 1, 8; *Kyrup.* 8, 3, 10.
- ¹⁴⁴⁾ *Pollux* 1, 58; *Xenoph.*, *Kyrup.* 1, 3, 2; 8, 3, 13.
- ¹⁴⁵⁾ *Prokop.*, b. *Goth.* 1, 29, 5; 2, 30, 17 u. a. m.; vgl. 4, 31, 18.
- ¹⁴⁶⁾ *Pollux* 7, 70.
- ¹⁴⁷⁾ *Amelung*, a. O. 2208.
- ¹⁴⁸⁾ J. Kollwitz, *Oström. Plastik d. theodos. Zeit* 26 Anm. 1; G. Bruns, *Der Obelisk auf dem Hippodrom* 40 f., besondere Anm. 20; Abb. 43; R. Delbrueck, a. O. Taf. 69.
- ¹⁴⁹⁾ E. H. Minns, *Scythians and Greeks* 197 Abb. 90 Mitte.
- ¹⁵⁰⁾ E. H. Minns, a. O. 200 Abb. 93; 201 Abb. 94.

- ¹⁴¹⁾ F. Sarre, Die Kunst des alten Persien Abb. 66, 2; 3; 16; 18.
- ¹⁴²⁾ M. Rostovtzeff, a. O. 190; Abb. 31 oben Mitte.
- ¹⁴³⁾ Comte du Mesnil du Buisson, Les peintures de la synagogue de Doura-Europos 5 f.; 9 f.
- ¹⁴⁴⁾ Comte du Mesnil du Buisson, a. O. 105 f.; Taf. 45, 2.
- ¹⁴⁵⁾ Comte du Mesnil du Buisson, a. O. 103 f.; Taf. 45, 1.
- ¹⁴⁶⁾ Comte du Mesnil du Buisson, a. O. 117; Taf. 51, 1; 52, 1.
- ¹⁴⁷⁾ Comte du Mesnil du Buisson, a. O. 119; Taf. 52, 2.
- ¹⁴⁸⁾ Comte du Mesnil du Buisson, a. O. 122; Taf. 53, 1.
- ¹⁴⁹⁾ Comte du Mesnil du Buisson, a. O. 117, Abb. 84.
- ¹⁵⁰⁾ A. Alföldi, Acta Archaeol. 5, 110.
- ¹⁵¹⁾ F. Sarre, a. O. 66, 3; 12; 14; A. Alföldi, a. O. 103 Abb. 4b; W. Wroth, Catalogue of the Coins of Parthia Taf. 8, 1—9; 21, 2; 24, 5—7; 26, 3—4; 8—15; 29, 15—18; 33, 1—4; 34, 1—7; 35, 14—15; 36, 1—4; 7—15; M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art 231.
- ¹⁵²⁾ W. Arendt, Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde N.F. 5, 27 Abb. 1—2.
- ¹⁵³⁾ M. Ebert, Prähist. Zeitschr. 1, 163 f.; W. Arendt, a. O. 26 Taf. 4.
- ¹⁵⁴⁾ Dazu W. Arendt, a. O. 28 Abb. 3; R. Delbrueck, Antike Porphywerke 218; Taf. 103. — Das Vorkommen des Spangenhelms bei den Legionären scheint auszuschließen, daß die Reliefs des Tropaeums von Adamclisi in trajanische Zeit gehören. Trajanisch ist, wie die Dedikationsinschrift zeigt, der ursprüngliche Bau; trajanisch auch ein Teil der dekorativen Friese. Aber der Rest muß ebenso wie die Reliefs auf eine spätere Wiederherstellung zurückgehen. Das Denkmal wird, wie die Stadt Tropaeum selbst, in den Stürmen des 3. Jahrhunderts stark gelitten haben. Es wurde dann, wiederum gleich der Stadt, unter Licinius 316 in großem Umfang erneuert. Dabei können ältere Reliefs, die beschädigt waren, als Vorlage benutzt worden sein. Der gefesselte Bastarne mutet wie die Umsetzung eines Reliefs nach Art der von Hadrianeum (E. Strong, Scultura Romana 2, 237 f.; J. M. C. Toynbee, The Hadrianic School Taf. 34 f.) in den Stil der konstantinischen Zeit an. Das hergestellte Tropaeum war ein Pasticcio aus älteren und gleichzeitigen Arbeiten wie der Konstantinsbogen, der in die gleichen Jahre gehört.
- ¹⁵⁵⁾ Prokop., b. Goth. 4, 32, 18.

- ¹⁸⁶⁾ Theoph. z. J. 544; pag. 228 De Boor. Zum *kamelauktion* M. Bárány-Oberschall, Arch. Hung. 22, 83.
- ¹⁸⁷⁾ Prokop., l. c. 18.
- ¹⁸⁸⁾ W. Wroth, Coins of the Vandals etc. Taf. 11, 29; 30 (?); F. J. Kraus, a. O. Taf. 13, 62—63 RV. Die Übereinstimmung ist um so bemerkenswerter, als es sich sowohl bei Prokop., b. Goth. 4, 32, 18, wie auf den Münzen um Totila handelt.
- ¹⁸⁹⁾ Dio 68, 9, 1; Dio Chrysost. 72, 3; Jord., Get. 5, 40; 11, 71; C. Daicoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 14 f.; A. Alföldi, CAH. 11, 89; W. Weber, Aus Rumäniens Frühzeit 129.
- ¹⁹⁰⁾ C. Daicoviciu, a. O. 12 Anm. 1.
- ¹⁹¹⁾ Jord., Get. 11, 71. Zur Frage K. Helm, Altgerm. Religionsgesch. 2, 1, 49.
- ¹⁹²⁾ Poll. 7, 58. Ebenso die Palmyrener, bei denen sogar der *pilos* mit Bortenbesatz begegnet: M. Rostovtzeff, Caravan Cities Taf. 23, 1.
- ¹⁹³⁾ Suid. 4, 131, 1 Adl.; weiteres bei Netoliczka, RE. 11, 379.
- ¹⁹⁴⁾ Netoliczka, a. O. 379.
- ¹⁹⁵⁾ Zum folgenden F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos 267 f.; Taf. 99, 2; M. Rostovtzeff, a. O. 193 Abb. 1; 196.
- ¹⁹⁶⁾ F. Sarre, a. O. 66, 9.
- ¹⁹⁷⁾ Jord., Get. 11, 71 *tyaris, quos pilleos alio nomine nuncupamus*.
- ¹⁹⁸⁾ E. Herzfeld, Archeol. History of Iran 80 Abb. 10; vergl. noch H. P. L'Orange, Serta Eitremiana 82, besonders Anm. 4.
- ¹⁹⁹⁾ F. Hackin, L'oeuvre de la délégation franç. en Afghanistan Abb. 39 B; 55 B; ein *pilos* Abb. 38.
- ²⁰⁰⁾ M. Rostovtzeff, Dura-Europos and its Art Taf. 14, 1.
- ²⁰¹⁾ N. P. Toll, Recueil Kondakoff 93 f.
- ²⁰²⁾ F. Sarre, a. O. 57; M. Rostovtzeff, a. O. 231; 241; H. P. L'Orange, a. O. 84.
- ²⁰³⁾ Über den *πίλος ἀσπαρτών* M. Rostovtzeff, Journ. Hell. Stud. 39, 89 f.; Yale Class. Stud. 5, 231; 241.
- ²⁰⁴⁾ G. F. Hill, Catal. of Greek Coins of Arabia, Mesopotamia and Persia Taf. 13—14; 16—17 (Edessa); 34—37 (Persis); 41; 43 (Elymais); 47 (sub-characenenian). Zu den subcharakenischen Münzen und ihrer wahrscheinlichen Zugehörigkeit zu Spasinu Charax H. Seyrig, Syria 22, 253 f.

- ¹⁸⁵⁾ R. Delbrueck, *Consulardiptychen* 149.
- ¹⁸⁶⁾ S. Fuchs, *Die Frau. Beilage der Frankf. Ztg.* 31. 8. 42, S. 1.
- ¹⁸⁷⁾ Vgl. *Anm.* 165—166.
- ¹⁸⁸⁾ R. Delbrueck, *a. a. O.* 149.
- ¹⁸⁹⁾ *Qussejr 'Amra*, herausgeg. von d. Kaiserl. Akademie d. Wiss. Wien 1—2; E. de Lorey, *Ars Islamica* 1, 34; über den heutigen Zustand des Freskos Jaussen-Savignac, *Mission archéol. en Arabie* 3, 89; über die Inschriften 97 f.
- ¹⁹⁰⁾ E. v. Sacken, *Jahrb. d. kunsthist. Samml. d. Allerhöchsten Kaiserhauses* 2, 33 f.
- ¹⁹¹⁾ Das Folgende nach einer mündlich mitgeteilten Vermutung von F. Neumann-Göttingen.
- ¹⁹²⁾ Dazu E. Wolff, *Hermes* 69, 153 f.
- ¹⁹³⁾ M. Rostovtzeff, *CAH.* 11, 97; Szepter in der Hand des Ahasver in der Synagoge von Dura-Europos: Comte du Mesnil du Buisson, *a. O.* 119.
- ¹⁹⁴⁾ *Epit. de Caes.* 47, 5.
- ¹⁹⁵⁾ A. v. Le Coq, *a. O.* Abb. 1—31.
- ¹⁹⁶⁾ A. v. Le Coq, *a. O.* zu Abb. 8; Auf Hellas' Spuren in Ostturkestan 119.
- ¹⁹⁷⁾ A. v. Le Coq, *Bilderatlas* zu Abb. 28.
- ¹⁹⁸⁾ A. v. Le Coq, *a. O.* 10.
- ¹⁹⁹⁾ A. v. Le Coq, *a. O.* Abb. 34; 36.
- ²⁰⁰⁾ *Rev. des arts asiat.* 12, 10; Taf. 7, 23; 8, 25.
- ²⁰¹⁾ A. v. Le Coq, *a. O.* zu Abb. 8.
- ^{202a)} Eine kürzere, im Schnitt aber völlig übereinstimmende Form bietet die parthische Bronzestatue von Schami in die Susiana: A. Stein, *Geogr. Journ.* 92 (1938), 324; H. Seyrig, *Syria* 20, 177 f.; Taf. 25 rechts.
- ^{202b)} Du Mesnil du Buisson, *a. O.* Taf. 52, 2; 53, 1.
- ²⁰³⁾ H. W. Bailey, *Bull. School Orient. Stud.* 8, 885 f.; G. Haloun, *ZDMG.* 91, 243 f.
- ²⁰⁴⁾ J. Wiesner, *Altpreußen* 1942, Heft 3; vergl. W. La Baume, *Blätter f. deutsche Vorgesch.* 5, 1 f.
- ²⁰⁵⁾ C. Schuchhardt, *Alteuropa* 4 336 Abb. 215; W. La Baume, *a. O.* 9.
- ²⁰⁶⁾ W. La Baume, *a. O.* 7.
- ²⁰⁷⁾ J. Wiesner, *a. O.*

- ²⁰⁹⁾ A. A. Zakharov, *Euras. Sept. Ant.* 9, 336 f.; W. La Baume, a. O. 6; H. Vambéry, *D. Türkenvolk* 26 f.; P. S. Pallas, *Reise d. versch. Provinzen d. Russ. Reiches* 1 (1771), 221 f.; H. Appelgren-Kivalo, a. O. Abb. 124; 130—131; 141; 144—145; 151—154; 156 bis 157; 159 f.; D. Carothers, *Unknown Mongolia* 1, 48 f.; weitere Literatur bei J. Wiesner, a. O.
- ²¹⁰⁾ J. Wiesner, a. O.
- ²¹¹⁾ A. A. Zakharov, a. O. 342 Abb. 4; vergl. D. Carothers, a. O. 1, 60 Taf.
- ²¹²⁾ J. Wiesner, a. O. Abb. 2—4.
- ²¹³⁾ J. Wiesner, a. O.
- ²¹⁴⁾ Mündliche Mitteilung A. v. Le Coq's (1917 und 1922); vergl. *Auf Hellas' Spuren in Ostturkestan* 75; F. Bergman, *Arch. Researches in Sinkiang (The Sino-Swedish Exped. 7, 1)* 56 Abb. 7.
- ²¹⁵⁾ A. v. Le Coq, a. O. Abb. 28.
- ²¹⁶⁾ A. v. Le Coq, a. O. 10.
- ²¹⁷⁾ A. v. Le Coq, a. O. Abb. 35.
- ²¹⁸⁾ Comte du Mesnil du Buisson, a. O. 29; 44; 52; 57; 77; 81; 98; 101; 107.
- ²¹⁹⁾ *Suomen suku*, herausgeg. von A. Kannisto, E. N. Setälä, U. T. Sirelius, Y. Wichmann. Bd. 3 (Helsinki 1934), 342 Abb. unten.
- ²²⁰⁾ *Suomen suku* 3, 322 Abb.
- ²²¹⁾ A. v. Le Coq, a. O. Abb. 1; vergl. Abb. 5.
- ²²²⁾ *Suomen suku* 3, 356 Abb. unten; A. O. Heikel, *Soc. Finno-Ougrienne, travaux ethnogr.* 4, 21; J. Wichmann, ebenda 5, 15 f.; 19 f. Taf. 2, 12; 15—16.
- ²²³⁾ F. Bergman, *Archeol. Researches in Sinkiang (The Sino-Swedish Exped. 7, 1)* 55 Abb. 6.
- ²²⁴⁾ *Suomen suku* 3, 360 Abb. oben und Mitte; A. O. Heikel, a. O. Teil 2, 1; Taf. 10, 4—6; J. Wichmann, a. O. Taf. 3, 1, 6.
- ²²⁵⁾ J. Hackin, *Rev. des arts asiat.* 12, Taf. 7, 23.
- ²²⁶⁾ *Suomen suku* 3, 361 unten.
- ²²⁷⁾ *Suomen suku* 3, 362 Abb. oben.
- ²²⁸⁾ *Suomen suku* 3, 356 Abb. oben; 357 Abb.; 358 Abb.; 360 Abb. unten; 361 Abb. oben und Mitte.
- ²²⁹⁾ D. Kalewala 57.
- ²³⁰⁾ K. Krohn, *Kalewalastudien I. FPCcommunications* 53, 114 f.
- ²³¹⁾ K. Krohn, a. O. 131.
- ²³²⁾ K. Krohn, a. O. 125 f.

- ²²⁰⁾ K. Krohn, Finn.-Ugr. Forsch. 4, 79 f.
- ²²¹⁾ D. Comparetti, a. O. 255 f.
- ²²²⁾ K. Krohn, Mag. Ursprungsrünen der Finnen. FFCommunications 52.
- ²²³⁾ Get. 24, 121 f.
- ²²⁴⁾ H. Wesche, D. althochdeutsche Wortschatz im Gebiet des Zaubers und der Weissagung (Halle 1940) 49 f.; K. Helm, Altgerm. Religionsgesch. 2, 1, 22 f.; 26 Anm. 1; S. Gutenbrunner, Wien. Præhist. Zeitschr. 28, 203; H. Arntz, Handb. d. Runenkde. 2 181 f.
- ²²⁵⁾ Darüber zuletzt H. Jacobsohn, a. O. 7 f.
- ²²⁶⁾ D. Comparetti, a. O. 244 f.; T. E. Karsten, D. alt. nord. u. germ. Völkerbez. Finnlands. Aus: Bidrag till kannedom af Finlands natur och folk 88 Nr. 1.
- ²²⁷⁾ D. Comparetti, a. O. 241 f.
- ²²⁸⁾ D. Comparetti, a. O. 240 f.
- ^{229a)} T. E. Karsten, Fragen aus dem Gebiet d. germ.-finn. Berührungen (Översikt av Finska vetenskaps-soc. förhandl. 64 Afd. B. Nr. 3) 4 f.; Z. Anfangstermin d. germ.-finn. Berührungen (Soc. scient. Fenn., Comm. hum. litt. 1, 2).
- ^{229b)} D. Comparetti, a. O. 268 f.; K. Krohn, Kalewalastudien I. FF-Communications Nr. 53, 125 f.

Nachtrag zu S. 33 f.

Zur Frage von german. *rūnō: finn. runo weist mich J. Weisweiler ergänzend darauf hin, daß V. Thomsen, über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen S. 53, zwar finn. runo, rikas mit anord. rún, ríkr zusammenbringt, aber vorher S. 51 sieben Beispiele für die Erhaltung von german. ú als uu im Finnischen gibt. Auch für die Erhaltung von í als ii weiß er neun Fälle anzuführen, so daß runo und rikas ganz vereinzelt stehen. Weisweiler schreibt wörtlich: „Es gibt im Finnischen nebeneinander rikas „reich“: urgerman. *rikjaz, got. *reikets, anord. ríkr „mächtig, angesehen“ — und riiki „Reich“: urgerm. *rīkjam, got. reiki, anord. ríki „Herrschaft, Obrigkeit, Reich“. Von den beiden Wörtern ist das mit der regelmäßigen Lautform (ii) das altertümlichere; es wird im modernen Wortschatz nicht mehr aufgeführt. Eine Erklärung

für die Abweichung des anderen ist noch nicht gefunden, was nicht bedeutet, daß sie nicht gefunden werden könnte (vielleicht Analogie zu irgendeinem bedeutungsverwandten germanischen oder finnischen Wort?). Bei Sprachen wie dem Germanischen und Finnischen, deren phonologisches System zum großen Teil auf den Längen oder Kürzen der Vokale gegründet ist (im Gegensatz zum Italienischen, Spanischen, Neugriechischen u. a. m.), müssen Abweichungen von dieser Norm besonders erklärt werden."



Abb. 1. Pferdemaske aus Leder, Filz und Blattgold, einen Eich darstellend.
Kurgan von Pazzyryk, Altai. Nach Revue des arts asiat. 10. Taf. 30.



Abb. 2. Felszeichnung von Taschobé, Minussinsker Distrikt.
Nach Euras. Sept. Anz. 8, 184 Abb. 12c.



Abb. 3. Felszeichnung vom Berge Sulek bei Minussinsk.
Nach Euras. Sept. Ant. 8, 184 Abb. 12b.



Abb. 4. Theoderich der Große. Goldmedaillon von Sennigalla. Nach Gips-Abguss.
Autn. Abmeyerbe - Th. v. Zastrow.



Abb. 5. Theodahad und Amdasuntha. Diptychon des Orestes aus dem Jahre 530. Oberteil der Rückseite. London, Victoria and Albert Museum. Nach R. Delbrueck, *Consulardiptychen* Taf. 32.



Abt. 6. Theodahad. Berlin, Münzkabinett. W. Wroth, *Coiny of the Vandals, Ostrogoths and Lombards* 76 Nr. 23. Autn. Ahnenerbe-Eckert.



Abb. 7. Totila. Bechn. Münzkabinett, W. Wroth, a. O. 94 Nr. 47.
Aufn. Ahnenerbe-Höckert.

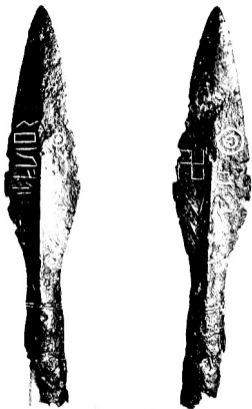


Abb. 8 Die Speerspitze von Kowel. Ahnenerbe, Berlin-Dahlem
Aufn. Ahnenerbe-Hückert.

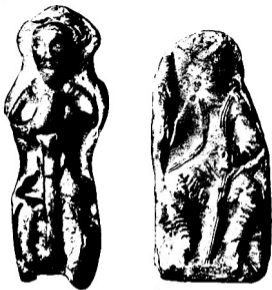


Abb. 9. Schwertträger. Atlasjah bei Bucharu. Nach J. Strzygowski, *Altai, Iran und Völkerwanderung* Abb. 208.



Abb. 10. Iranischer Herrscher. Sgraffito aus Dura-Europos. Nach F. Cumont, *Familles de Dura-Europos* Taf. 49, 2.



Abb. 11. Der Sasanide Schapur, älterer Bruder Artabans III. Sgraffito aus Persepolis.
Nach E. Herzfeld, *Archaeol. History of Iran* 80 Abb. 10.



Abb. 12. Sasanidisch-ägyptisches Gewebe 4 Antinoë. Nach N. P. Toll,
Recueil Kondakov 94 Abb. 2.



Abb. 11. „Die Feinde des Islam“. Fräsko aus Kusegi Amta. (Die zweite Figur von links ist nach Ausweis der Inschrift der Westgotenkönig Roderich.) Nach *Ara Islamica* 1, 37 Abb. 16



Abb. 14. Kameo Alarichs I. od. II. Wien, Münzkabinett. Nach Jahrb. d. Kunsthistor. Samml. d. Allerb. Kaiserhauses 7, 32 Tafel 1.



Abb. 15. Sassanidische Silberschale. Nach A. v. Le Coq, Bilderatlas z. Kunst- u. Kulturgesch. Mittelasiens Abb. 34.



Abb. 16. Thronender Mäpser. Fresko aus dem Mithram von Dura-Europos.
Nach Excavat. at Dura-Europos 1933/35, Tafel 16, 1.



Abb. 17. Bildstein von Altenkirchen auf Ruinen. Nach C. Schuchhardt,
Altentropa (1934) 110 Abb. 101.



Abb. 18. Höhle der Is Schwetzingen, Kyzil. Nach A. v. Le Coq, u. D. Alib. B.



Abb. 19. Höhle Nr. 19. Kuntura. Nach A. v. Le Coq, a. O. Abb. 9.



Abb. 29. Ambo von Saloniki. Stambul, Museum. Autn. J. Kollwitz.



Abb. 21 Sarmatischer Kataphrakt. Rom, Trajanssäule.
Autn. Archäol. Reichsinstitut, Rom



Abb. 22. Krieger-Fraako. Fandukistan, Afghanistan.
Nach Revue des arts asiat. 12, Tafel 7, 23.



Abb. 23. Sitzender Fürst. Fandukistan, Afghanistan. Kabul, Museum.
Nach Revue des arts asiat. 12, Tafel 8, 25.



Abb. 24. Rucke der Tschotemissen. Nach Suomen suku 3, 360.



Abb. 25. Burk der Tschermassen. Nach Suomen suku 3, 356.

Abb. 26. Zibetka der Mordwinen. Nach Suomen suku 3, 361.



Abb. 27. Hippokampenhöhle, Kyzi. Nach A. v. Le Coq, a. O. Abb. 1.

Verzeichnis der Abbildungen

- Abb. 1 Pferdemaske aus Leder, Filz und Blattgold (als Vignette auf dem Umschlag), einen Elch darstellend. Kurgan von Pazyryk, Altai. Nach *Revue des arts asiat.* 10, Taf. 70.
- Abb. 2 Felszeichnung von Taschebá, Minussinsker Distrikt. Nach *Euras. Sept. Ant.* 8, 184 Abb. 12c.
- Abb. 3 Felszeichnung vom Berge Sulek bei Minussinsk. Nach *Euras. Sept. Ant.* 8, 184 Abb. 12b.
- Abb. 4 Theoderich der Große. Goldmedaillon von Senigallia. Nach Gips-Abguß. *Aufn. Ahnenerbe - Th. v. Zastrow.*
- Abb. 5 Theodahad und Amalasantha. Diptychon des Orestes aus dem Jahre 530. Oberteil der Rückseite. London, Victoria and Albert Museum. Nach R. Delbrueck, *Consulardiptychen* Taf. 32.
- Abb. 6 Theodahad. Berlin, Münzkabinett. W. Wroth, *Coins of the Vandals, Ostrogoths and Lombards* 76 Nr. 23. *Aufn. Ahnenerbe-Höckert.*
- Abb. 7 Totila. Berlin, Münzkabinett. W. Wroth, a. O. 94 Nr. 47. *Aufn. Ahnenerbe-Höckert.*
- Abb. 8 Die Speerspitze von Kowel. *Ahnenerbe, Berlin-Dahlem. Aufn. Ahnenerbe-Höckert.*
- Abb. 9 Schwertträger. Afrasijab bei Bochara. Nach J. Strzygowski, *Altai, Iran und Völkerwanderung* Abb. 208.
- Abb. 10 Iranischer Herrscher. Graffitto aus Dura-Europos. Nach F. Cumont, *Fouilles de Doura-Europos* Taf. 99, 2.
- Abb. 11 Der Sasanide Schapur, älterer Bruder Ardeschirs I. Graffitto aus Persepolis. Nach E. Herzfeld, *Archeol. History of Iran* 80 Abb. 10.
- Abb. 12 Sasanidisch-ägyptisches Gewebe aus Antinoë. Nach N. P. Toll, *Recueil Kondakoff* 94 Abb. 2.

- Abb. 13 „Die Feinde des Islam“. Fresko aus Kusejr Amra. (Die zweite Figur von links ist nach Ausweis der Inschrift der Westgotenkönig Roderich.) Nach *Ars Islamica* 1, 37 Abb. 16.
- Abb. 14 Kameo Alarichs I. od. II. Wien, Münzkabinett. Nach *Jahrb. d. Kunsthistor. Samml. d. Allerh. Kaiserhauses* 2, 32 Tafel 1.
- Abb. 15 Sasanidische Silberschale. Nach A. v. Le Coq, *Bilderatlas z. Kunst- u. Kulturgesch. Mittelasiens* Abb. 34.
- Abb. 16 Thronender Magier. Fresko aus dem Mithräum von Dura-Europos. Nach *Excavat. at Dura-Europos* 1933/35, Tafel 16, 1.
- Abb. 17 Bildstein von Altenkirchen auf Rügen. Nach C. Schuchhardt, *Alteuropa* (1935) 310 Abb. 183.
- Abb. 18 Höhle der 16 Schwerträger, Kyzil. Nach A. v. Le Coq, a. O. Abb. 8.
- Abb. 19 Höhle Nr. 19. Kumtura. Nach A. v. Le Coq, a. O. Abb. 9.
- Abb. 20 Ambo von Saloniki. Sтамбуl, Museum. Aufn. J. Kollwitz.
- Abb. 21. Sarmatischer Kataphrakt. Rom, Trajanssäule. Aufn. Archäol. Reichsinstitut, Rom.
- Abb. 22 Krieger-Fresko. Fondukistan, Afghanistan. Nach *Revue des arts asiat.* 12, Tafel 7, 23.
- Abb. 23 Sitzender Fürst. Fondukistan, Afghanistan. Kabul, Museum. Nach *Revue des arts asiat.* 12, Tafel 8, 25.
- Abb. 24 Rösche der Tscheremissen. Nach *Suomen suku* 3, 360.
- Abb. 25 Rock der Tscheremissen. Nach *Suomen suku* 3, 356.
- Abb. 26 *Ziletka* der Mordwinen. Nach *Suomen suku* 3, 361.
- Abb. 27 Hippokampenhöhle. Kyzil. Nach A. v. Le Coq, a. O. Abb. 1.



GESCHICHTE ALS GEGENWART

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ ALTHEIM

Geschichtsdarstellung muß, um ihren Sinn zu erfüllen vom Erlebnis der Gegenwart ausgehen. Diese Voraussetzung bestimmt die unter der Bezeichnung „GESCHICHTE ALS GEGENWART“ erscheinenden Veröffentlichungen. Die Auswahl wird sich nicht auf einzelne Stoffgebiete beschränken, sondern Fragen zur Erörterung stellen, die durch wichtige Ereignisse in eine besondere Beleuchtung getreten sind. Sie soll das Schaffen der Wissenschaft einem weiteren Kreis zuführen und dazu beitragen, daß in wesentlichen Augenblicken die geschichtliche Selbstbesinnung erreicht wird.

VORERST WERDEN ERSCHEINEN:

J. WEISWEILER: Die Kultur der irischen Heldenzeit

FRANZ ALTHEIM: Der Burgunden Untergang

JOSEPH WIESNER: Epochen der indogermanischen Frühzeit

ERNST KIRSTEN: Griechische Heiligtümer

FRANZ ALTHEIM: Vom Ursprung der Etrusker

C. S. DAICOVICIU: Die Entstehung des rumänischen Volkes

L. W. FÜCK: Geschichte des Kalifats

B. SARIA: Zwischen Adria und Donau

Römische Reichs- und Militärpolitik

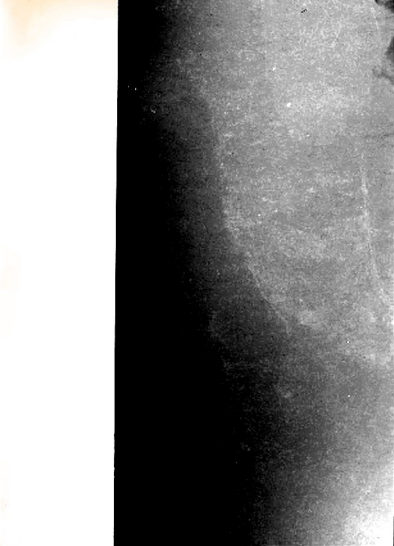
FRANZ ALTHEIM: Der Kampf um Asien

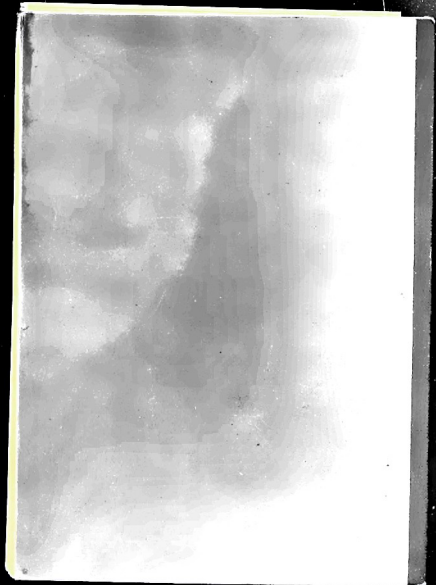
Bd. 1: Alexanders Erbe | Bd. 2: Der Nomadensturm

Bd. 3: Der wiedererstandene Zarathustra

WEITERE VERÖFFENTLICHUNGEN SIND VORGESEHEN

RANKÉ - VERLAG · BERLIN





*Geschichte
des deutschen Volkes –
deutsch gesehen*

*Herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft
unter Leitung von Prof. Dr. Johann von Leers*

Band 1:

**Von der Frühzeit bis zum
Beginn der Neuzeit**

GESCHICHTE
DES
DEUTSCHEN VOLKES —
DEUTSCH GESEHEN

Sonderheft der Zeitschrift „Der Weg“

Bisher erschienene

SONDERHEFTE:

1. *Wolfgang Willrich*, Dafür kämpfte der deutsche Soldat
2. *Mark Lautern*, Das letzte Wort über Nürnberg
3. *Ilse Behrens*, Wer aus Rußland kommt, ist müde
4. *J. K. Peter*, Der 20. Juli 1944
5. *Erik/Plauen*, Der Galgentanz (politische Karikaturen)
6. Das Rakowskij-Protokoll
7. *Johann von Leers*, Reichsverräter I.
8. *Johann von Leers*, Reichsverräter II.
9. *Johann von Leers*, Reichsverräter III.
10. Geschichte des deutschen Volkes – deutsch gesehen, Band 1

GESCHICHTE
DES DEUTSCHEN VOLKES —
DEUTSCH GESEHEN

Herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft
unter Leitung von Prof. Dr. Johann von Leers

Band 1:

*Von der Frühzeit
bis zum Beginn der Neuzeit*

Mit 56 Karten auf 7 Doppelfalzbögen im Anhang,
2 Stammtafeln im Anhang, 2 Karten und 19 Abbildungen im Text



DÜRER - VERLAG / BUENOS AIRES

Copyright 1957 by Editorial Dürer S. R. L., Buenos Aires
Alle Rechte vorbehalten. — Todos los derechos reservados.

Hecho el depósito que marca la Ley 11.702

Printed in Argentine.

Terminóse de imprimir en los talleres de la Imprenta "Mercur" S. R. L.,
Ríoja 674, Buenos Aires, a los 30 días de julio de 1957.

INHALT DES ERSTEN BANDES:

I. Steinzeit und Bronzezeit	7
II. Die Berührung mit den Römern und die germanische Völkerwanderung	14
III. Das Fränkische Reich (Merowinger und Karolinger)	23
IV. Entstehung, Entwicklung und Eintritt des Christen- tums in die Welt der Germanen	33
V. Die Sachsenherrscher	41
VI. Das Kaiserhaus der Salier	47
VII. Die Hohenstaufen	55
VIII. Der deutsche Osten	63
IX. Die Hausmacht der Luxemburger und Habsburger	69
X. Reformation und Gegenreformation	75
A n h a n g : Karten und Stammtafeln	85
Verzeichnis der Karten	87

Wenn wir unsere Jugend mit der deutschen Geschichte — der großen, ernsten, erhebenden und oft so ergreifend tragischen Geschichte unseres Volkes — bekanntmachen wollen, so müssen wir ihr das Rüstzeug selber in die Hand geben zu eigenem Studium und Nachdenken. Nicht nur, weil durch die Wissenschaft der Vorgeschichte, durch Ausgrabungen, vergleichende Religionskunde, vergleichende Sprachforschung und die Auswertung mancher bisher unbekannter Quellen unsere genaue und zuverlässige Kenntnis in den letzten zwanzig Jahren wesentlich erweitert wurde, sondern auch, weil wir dazu die nach 1945 neuerschienenen Geschichtsbücher gar nicht oder nur mit Vorbehalt verwenden können. Denn so wie heute Deutschland geteilt und unfrei ist, ist es auch seine Geschichtsschreibung, durch Marxismus, Konfessionalismus und Klassengeist verfälscht oder einfach durch den Ungeist der Siegermächte geprägt. Wir wollen deswegen in den folgenden Aufsätzen versuchen, aus der tiefen und unzerstörbaren Liebe zu unserem deutschen Volke schöpfend und unter Auswertung ältester und jüngster Forschungsergebnisse, ohne Wesentliches fortzulassen oder Unwesentliches zu überwerten, ein klares, jedem verständliches Bild unserer Volksgeschichte zu zeichnen.

I. STEINZEIT UND BRONZEZEIT

Die Ausgrabungen haben uns Jahrtausende und Jahrzehntausende der Frühgeschichte lebendig gemacht, da schon Menschen auf dem Boden ansässig waren, der heute Deutschland heißt. Aber diese Menschen hatten noch nicht den Körperbau, die Schädelbildung, kurz die *R a s s e*, wie wir sie haben. Es gab Jahrhunderttausende, in denen Deutschland warm wie Teile von Afrika gewesen ist — die urchimlichen Jägerhorden der Neandertaler (so genannt nach den Knochenfunden im Neandertal zwischen Düsseldorf und Elberfeld), die damals in Deutschland lebten, sind mit diesem Klima verschwunden. Es gab dann in den Eiszeiten lange Zeiträume, in denen ganz Europa so kalt war wie heute Grönland und Nordsibirien. Die arktischen Renttierjäger und Fischer, die damals auf dem Boden des späteren Deutschland lebten, könnten vielleicht zum Teil unsere ältesten Vorfahren sein. Aber wir können es noch nicht schlüssig nachweisen, obwohl sich unter ihnen zwei Menschentypen finden, die auch heute noch in unserem Volke vorkommen: der große, langschädliche und wuchtige Mensch von Cro-Magnon (nach dem Fundort in Südwestfrankreich benannt), den wir heute als fälische Rasse bezeichnen, und der langköpfige, schmalgliedrige Mensch von Aurignac (nach dem Fundort in Südfrankreich benannt), in dem viele einen Vorläufer sowohl der nordischen als auch der westischen (mediterranen) Rasse sehen.

DIE MITTLERE STEINZEIT. (10 000 bis 4 000 v. Chr.)

Zwischen 15 000 und 12 000 v. Chr. finden wir im Ostseegebiet die ersten Spuren einer Bevölkerung, die vom Wanderleben (Halten von Rentierherden) zur Selbsttätigkeit als Fischer übergegangen ist. Unter diesen frühen Resten finden wir die ersten Schädel und Knochen der nordischen Rasse, die den eigentlichen Kern des späteren Germanentums darstellt. In jener Zeit wich das Eis langsam nach Norden zurück. Mit ihm gingen auch die Rentiere und jene Sippen, die nichts als Rentierjäger und -züchter bleiben wollten, weiter nach Norden. Die selbsthaft waren, blieben am Rande der Ostsee zurück.

Wir können hier drei große Zeitabläufe unterscheiden, die jede mindestens etwa 2000 Jahre gedauert haben mag:

a) In der *Yoldia*-Zeit (genannt nach einer Salzwassermuschel) war die Ostsee noch ein Teil des Eismeer, mit dem sie über Finnland in Verbindung stand. Ihr Küstengebiet war subarktisch, ein von vielen Flüssen durchschnittenes weites Land mit Seen und Wäldern, dünn besiedelt von Jägern und wandernden Rentierzüchtern.

b) In der *Anacylus*-Zeit (genannt nach einer Süßwassermuschel) ist die Ostsee geschlossen und durch die zuströmenden Flüsse zum Süßwassersee geworden. Das Klima ist recht warm, wir finden in Norddeutschland und Dänemark feste Ansiedlungen von Fischern mit Wildgruben zum Fang des Wildes.

c) In der *Litorina*-Zeit öffnet sich die Ostsee zur Nordsee hin und wird wieder Salzwassermeer. Das Klima wird wärmer, dichte Wälder von Eiche, Ulme, Birke, Esche, Eibe, Hasel bedecken das Land. In großen Küchenabfallhaufen finden wir Muscheln und Gräten von Hochseefischen, jene Fischer müssen also zum Fang schon weit auf die See hinausgefahren sein. Die Siedler jener Zeit züchten bereits Schafe, Rinder, Ziegen und Hunde als Haustiere (die Tierzuchtungsversuche der Nachzeit gehören wohl zu den bedeutendsten Erfindungen des menschlichen Geistes, dgl. die Zucht von Getreidearten!).

Diese jetzt sesshafte Bevölkerung von Fischern, Jägern und Viehzüchtern sind die Vorfahren der späteren Indogermanen, also auch der Germanen und von uns Deutschen. Um 4000 v. Chr. schließt diese Mittlere Steinzeit ab.

DIE JUNGSTEINZEIT (4000–2000 v. Chr.)

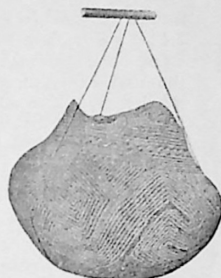
Ab rund 4000 v. Chr. besteht ein großer nördlicher Kulturkreis um die Ostsee herum, der seinerseits deutlich erkennbar in eine Ostsee-Kultur und in eine binnenländische Kultur gliedert ist.

Die *Ostseekultur* ist durch das Vorrerrschen von riesigen *Großsteingräbern* (Megalithkultur) gekennzeichnet (diese breiten sich dann längs der Küste Frankreichs und Nordspaniens bis Nordafrika und von dort bis in den Orient aus, immer seentwärts und von einer seefahrenden Bevölkerung verbreitet. Diese herrlichen Großsteingräber, mächtige und ehrwürdige Zeugen vergangener Ahnenverehrung, finden sich in Norddeutschland (südlich etwa bis nach Magdeburg), in Dänemark und bis nach Mittelschweden. Unter den darin gefundenen Schädeln herrscht die nordische Form vor (langschädlig, schmalgesichtig), es findet sich jedoch auch der fälische Typ reichlich.

In Mitteldeutschland dagegen entwickelt sich die Kultur der *Schnurkeramik* (so genannt wegen der allgemein verbreiteten schnurartigen Verzierungen auf ihren Tongefäßen und Schalen). Diese Schnurkeramiker sind fast rein nordisch und haben ihren Mittelpunkt im „grünen Herzen“ Deutschlands, in Thüringen, dehnen sich aber nach Osten aus.

Der Vollständigkeit halber wären noch die Bandkeramiker in den Donaauländern (so genannt wegen der bandförmigen Verzierungen ihrer Tongefäße), die Kammkeramiker im Osten und die Lederstückeramiker im Westen zu nennen.

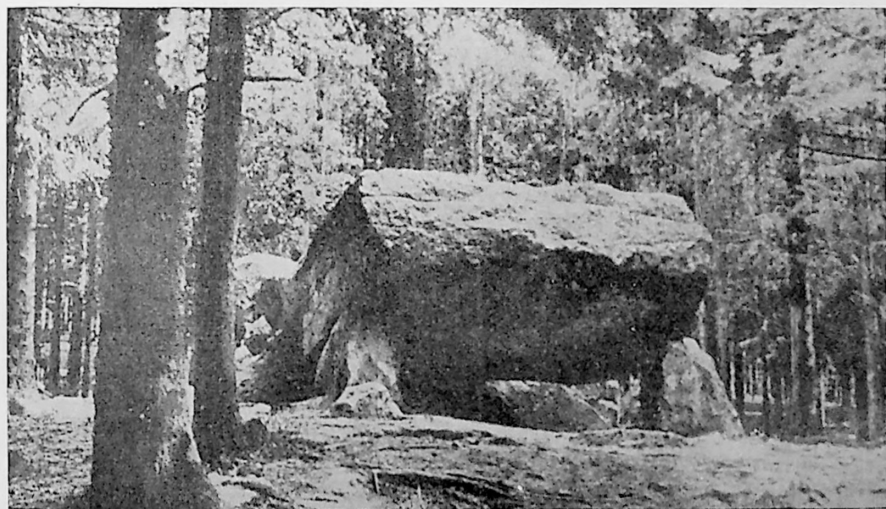
Und nun erleben wir, einem überströmenden Quell vergleichbar, wie große Abwanderungen aus diesen Gebieten einsetzen und sich weit über die



BILDTAFEL ZUR STEINZEIT

O b e n v. l. n. r.: Nordische Menschen der jüngeren Steinzeit (nach Funden und Forschungsergebnissen gezeichnet von Wilhelm Petersen). — Schönster aller germanischen Feuersteindolche. Man betrachte die prächtige und technisch hochstehende Bearbeitung (Originallänge 29 cm). — Oben: Schmurkeramik. Amphore, Becher und vielkantige Steinaxt. Unten: Bandkeramik (Spiralmünder) aus Ungarn.

U n t e n: Vor etwa 5000 Jahren errichteten unsere Vorfäter dieses Hünengrab am Piesberg bei Osnabrück. Viele Tonnen wiegt allein der gewaltige Steindeckel. Nur überliefertes technisches Können und geordnete Gemeinschaftsarbeit konnten solche Bauten vollbringen.



Erdteile ergießen. Durch sie bilden sich dann die späteren Völkerfamilien, die wir, da sie vom Ursprungsland der Germanen im nördlichen Mitteleuropa bis hinein nach Indien reichen, als *I n d o g e r m a n e n* bezeichnen. Es ist dies ein Vorgang einer gewaltigen Kraftentfaltung, der sich hier vollzieht und der später zur Gestaltung dessen führt, was wir gemeinhin als das Antlitz des Abendlandes, ja überhaupt der Kulturwelt bezeichnen. Im einzelnen sieht dieser Vorgang folgendermaßen aus:

Schnurkeramiker und Menschen der bandkeramischen Kultur sowie einige kleinere Gruppen bilden im Alpenvorland die *K e l t e n*; Schnurkeramiker und Pfahlbauern bilden im Bodenseegebiet und in der Ostschweiz die *I t a l i k e r*, die Vorfahren der späteren Römer; aus mehreren Wellen von Schnurkeramikern und anderen mehr oder minder nordischen Gruppen, bilden sich die Vorfahren der *H e l l e n e n* (Griechen), *I l l y r e r*, *T h r a k e r*, und *A r m e n i e r*; Züge von Schnurkeramikern in das Land der unteren Weichsel und bis zum Peipussee lassen die *B a l t e n* (Litauer, Letten und heute ausgestorbene Pruzen) entstehen; Schnurkeramiker, ältere nordische Wellen und Kammerkeramiker bilden im Gebiet des mittleren Rußland die Vorfahren der *S l a w e n*; weiter südlich im russischen Steppengebiet entstehen durch Schnurkeramiker, Bandkeramiker und weitere Gruppen die Vorfahren der *P e r s e r*, *M e d e r*, arischen *I n d e r*, *S k y t h e n*, *S a k e n*, *T o c h a r e r* und manch anderer, längst verschollener Völker und Stämme.

Diese Abwanderung nordischer Volksteile nach Griechenland und Italien, nach Kleinasien und Persien, nach Südrußland und Indien und bis ins japanische Inselreich, wo sie in fremder Umwelt die großartigen Kulturen schaffen, von denen uns heute noch die ehrfurchtgebietenden Ruinen Athens und Roms, die ergreifenden Heldengesänge und der Göttermythus Persiens und Indiens künden, vollzieht sich um etwa 2500 v. Chr.

Die Verbindung der Schnurkeramiker im alten Heimatlande aber mit den Menschen des Ostseekulturkreises (Megalith- oder Großsteinbauer) ergibt die *G e r m a n e n*. Die Verbindung dieser beiden nahe verwandten Gruppen scheint sich ohne viel Kämpfe vollzogen zu haben und wurde zur Abstammungswurzel des größten Teiles unseres Volkes und unserer Sprache.

Alle diese von den Schnurkeramikern ins Leben gerufenen Völkergruppen sprechen verwandte (indogermanische) Sprachen und besitzen gemeinsame Grundgedanken in Religion, Recht und Wirtschaft. Der indogermanische *B a u e r* (also auch der frühe Germane der Jungsteinzeit) war seßhaft. Er besaß Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde; er kannte Wagen mit Rädern und Achsen, Schlitten und Schleifen, er konnte eggen, pflügen, säen, baute verschiedene Sorten Getreide: Weizen, Emmer, Einkorn, Gerste, Hirse, dazu Lein, Erbsen und Linsen; seine Frau konnte spinnen und weben; er baute feste Häuser aus Holz mit einem Herd als Mittelpunkt, er konnte töpfern, gerben, Schuhe machen, Steinwerkzeuge herstellen. Bei dem Reichtum an Wild und Fischen spielten Jagd und Fischfang eine größere Rolle in seinem Leben als beim heutigen Bauern, doch war er nicht mehr ausschließlich Fischer und Jäger wie noch der Mensch der Altsteinzeit. Der jungsteinzeitliche Bauer, unser ferner, aber erkennbarer Vorfahr, war ein tüchtiger Landmann, der mit seiner Familie gesichert im eigenen Haus und auf eigenem Boden lebte. Weil er seßhaft war und sich besser zu ernähren vermochte, so konnte er auch mehr Kinder aufziehen, es wuchsen die Stämme. Er lebte in Einehe und rechtlich geordneten Verhältnissen.

R e c h t und *R e l i g i o n* des jungsteinzeitlichen Bauern wurzeln in seinem Grunderlebnis, daß die Welt eine fromme Ordnung in sich trägt. Das



EIN BAUERNHOF DER BRONZEZEIT: Unsere bronzezeitlichen Vorfahren waren als Pferdezüchter und Wagenbauer in der gesamten damaligen Welt berühmt.

Jahr, in dem immer wieder in unzerstörbarer Folge die vier Jahreszeiten aufeinander folgen, war ihnen das „Jahr Gottes“, zugleich auch Sinnbild für das menschliche Leben (Kindheit, Reife, Alter, Greisentum und — neues Wachsen). Sie glaubten an die Unsterblichkeit, wohl in der Form der Wiedergeburt. Der Vergleich der alten Religionen der indogermanischen Völker zeigt, daß sie eine stille, ernste Frömmigkeit besaßen, die an den Sieg des Lichtgottes über die dunklen Kräfte glaubte. Diese große, gewaltige Ordnung der Welt erfüllte diese Menschen mit tiefer Ehrfurcht. Unter den heiligen Zeichen jener Zeit finder wir gar hin und wieder das Kindlein im Strahlenkranz neben einem Baum gezeichnet: ein Sinnbild des jungen Lichtes, das in der Wintersonnenwende, der „Mutternacht“, geboren wurde, um als „Licht der Lande“ den Menschen das Heil des neuen, fruchtesschweren Jahres zu bringen. Man begreift nun, daß auch Weihnachten um viele Jahrtausende älter ist als das Christentum.

Auch das *R e c h t* leiteten diese Menschen vom Lichtgott ab. So wie die Sonne den „rechten“ Gang am Himmel ging, mußte auch der Richter die Dinge „richten“, daß sie wieder „recht“ wurden. Von der ewigen Ordnung am Himmelszelt entnahmen sie auch den Gedanken der Ewigkeit und der Unverbrüchlichkeit der Ehe („Ehe“ hängt zusammen mit „ewig“ = dauernd, einem alten Wort für Recht) und des Rechtes. Auf der Sittlichkeit unserer jungsteinzeitlichen Vorfahren und ihren Fortbildungen in den späteren gewaltigen Rechtsschöpfungen Europas beruht noch heute unsere Rechtsordnung. Indogermanisches Rechtsdenken, nicht die primitiven „zehn Gebote“ der erst um 1200 v. Chr. in Palästina eingebrochenen israelitischen Stammeshorden, sind die Grundlagen unserer Sittlichkeit.

DIE GERMANISCHE BRONZEZEIT.

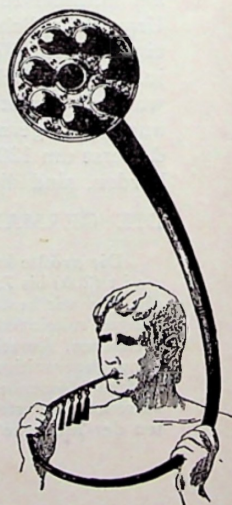
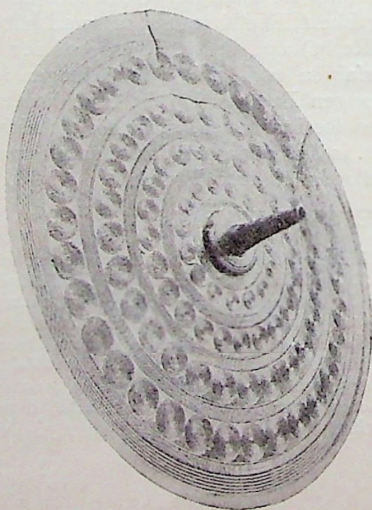
Die größte kulturelle Blütezeit des Germanentums war zweifellos die *B r o n z e z e i t* (2000 bis 750 v. Chr.). Sie ist uns durch unzählige Funde und Ausgrabungen lebendig, und wir bestaunen an ihr eine einzigartig schöne Verflechtung aller Lebenserscheinungen miteinander sowie die gestaltende Kraft freier, stolzer, würdiger und frommer Menschen. Ausreichender Lebensraum, Geschlossenheit mit Ihresgleichen und Vermeidung gegenseitiger Kämpfe sind äußere Kennzeichen dieses Zeitraumes. Wer sich mit Aufgeschlossenheit in ihn versenkt, wird sich endgültig freimachen von dem aufgeblasenen Vorurteil, ein Leben ohne Stahl und Elektrizität, ohne die „Errungenschaften der Moderne“, sei dürftig.



BILDTAFEL ZUR BRONZEZEIT

Links: Germanenpaar zur Bronzezeit (nach Forschungsergebnissen gez. von Wilhelm Petersen). Noch heute sind uns u. a. viele herrlich verzierte Waffen, kunstvolle Schmuckstücke, Bekleidungsstücke, Geräte und Gefäße erhalten ...

Unten v.l.n.r.: Reich verziertes Bronzebeil, darunter der Querschnitt (Originallänge 24 cm). — Die einzigartig schöne Gürtelplatte aus dem seeländischen Schatzfunde von Langstrup (über 28 cm Durchmesser), aus dünnstgegossenem, schwach gewölbtem Bronze. Die Ringe darauf wie auch die Spiralkreisbänder sind in bewundernswerter Sorgfalt und Handwerkskunst aus punktiertig winzigen, in mühsamster Handarbeit ausgeführten Einzelschlägen zusammengesetzt. — Eine Lure (germanisches Bronzeblashorn).



Um 2000 v. Chr. machten sich auch die Germanen die Metallbearbeitung, die sie in der Steinzeit noch nicht gekannt hatten, zunutze. Anfänglich verwendeten sie Kupfer, später härteten sie es durch Zusatz von Zinn und erhielten Bronze. Daneben verwandte man früh und reichlich Gold und Silber. Der Schmied erscheint als erster selbständiger Handwerker.

Das Klima in den Gebieten, die wir heute als Deutschland bezeichnen, war zu jener Zeit viel wärmer als heute; ausgedehnte Gebiete, die heute unter den Wogen der Nordsee begraben sind, waren damals noch festes Land oder Inselreich. Es war eine lange, tausend Jahre dauernde friedliche und blühende Zeit. Ueberreich sind die Funde an überraschend herrlichen Schmuckgegenständen aus jener Zeit. „...eine klassisch schöne Formgebung ... und eine Ornamentation, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgesucht feinen Geschmack die schönsten Wirkungen erzielt, reich ausgebildet am Schmuck der Frau, sparsamer verwendet bei den Waffen des Mannes“. (Gustav Kossina, der Altmeister der deutschen Vorgeschichtsforschung). Die Felszeichnungen berichten von religiösen Umzügen, Schiffsfahrten, Jagden, Bräuchen, seltener dagegen von Kämpfen. Bezeichnend für die Kulturhöhe sind auch die köstlichen Luren, große Blasinstrumente mit einem feierlichen Klang, „denen das gesamte Altertum nicht annähernd ähnlich Schönes wie in Form und technischer Herstellung, so in Klangwirkung entgegenzusetzen vermag.“ (Kossina).

Wie tief und fromm und rein jenes Menschtum war, zeigen die auf Felsbildern und Schmuckgegenständen sich findenden heiligen Zeichen des Lichtglaubens: Sonnenboote, Lebensbäume, Hakenkreuze. Alle Ausgrabungen von Fundorten aus der Bronzezeit zeigen eine wohlhabende Bauernwirtschaft mit einzelnen reichen Königs- und Fürstenhöfen. Die Toten ruhen friedlich mit den Füßen nach Westen, der scheidenden Sonne nachfolgend. Weil der Kampf für das Göttliche, Lichte und Sittliche auch nach dem Tode weitergeht, sind den Toten Waffen und Geräte mit ins Grab gegeben. Ein Großteil unserer Volksmärchen dürfte in jene helle Zeit zurückreichen, auch sie atmen vielfach den Geist der Friedfertigkeit, Rechtlichkeit und Helligkeit.

Es ist die „Siegfried“-Zeit unseres Volkes, die lebendig blieb und immer wieder Ausdruck fand, wenn auch die dunklen Zeiten der Not und der feindlichen Gewalten oft genug dem düsteren Hagen das Vorrecht geben mußten.

L I T E R A T U R - H I N W E I S E

Für die Altsteinzeit:

- Prof. Dr. Herbert Kühn: Das Erwachen der Menschheit, Fischer-Bücherei, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Herbert Kühn: Auf den Spuren der Eiszeitmenschen, Wiesbaden, Eb. Brockhaus 1950.
Prof. Dr. Herbert Kühn: Vorgeschichtliche Kunst Deutschlands, Berlin, Propyläen-Kunstgeschichte, 312 S., 300 Tafeln.

Für die Mittlere Steinzeit und Jungsteinzeit:

- Walther Schultz: Indogermanen und Germanen, Leipzig, B. G. Teubner, 1936.
Prof. Dr. Friedrich Behn: Kultur und Urzeit I, (Göschel-Band 564)
Gustaf Kossina: Die Indogermanen, Leipzig, Kurt Kabitzsch.
Gustaf Kossina: Deutsche Vorgeschichte — eine hervorragend nationale Wissenschaft. Leipzig, Kurt Kabitzsch.
R. Walthar Darré: Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rassen. München 1929. Lehmann.
O. Menghin: Weltgeschichte der Steinzeit, 1931.

Für die Bronzezeit:

- Prof. Dr. Fr. Behn: Kultur der Urzeit, II und III, Göschelband 565 und 566. ..
E. Sprockhoff: Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit (Vorgesch. Forschungen Bd. 7, 1930).
E. Sprockhoff: Formenkreise der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland (Schumacher-Festschrift) 1930.

(Bem.: Vor allem die Bändchen von Prof. Dr. Fr. Behn enthalten weitere, sehr reichliche Literaturverzeichnisse für alle, die sich in die herrliche Welt der Vorgeschichte einarbeiten wollen). —

II. DIE BERÜHRUNG MIT DEN RÖMERN UND DIE GERMANISCHE VÖLKERWANDERUNG.

R o m, 753 v. Zw. gegründet, ist Ergebnis einer Verbindung indogermanischer Latiner mit dem rätselhaften Volk der Etrusker. In der Wurzel dem Germanentum verwandt, war das älteste Römertum noch ähnlich wie die germanischen Stämme organisiert: Ein König und ein Sonnenpriester (flamen dialis) standen an der Spitze, das Volk zerfiel in Sippen (gentes), das Heim und der Ackerboden waren ursprünglich unteilbar und unverkäufliches Eigentum der Familie. Je mehr aber Rom aus einer Gruppe von Dörfern auf den sieben Hügeln zum städtischen Gemeinwesen wird, umso mehr verschiebt sich der innere Aufbau. Zuwanderer (Plebejer) erkämpfen sich langsam die Gleichberechtigung mit den Bauernvätern (Patrizier), 510 v. Zw. wird das Königtum abgeschafft und Rom zur Republik, 451 v. Zw. erhält es geschriebene Gesetze (Zwölf Tafeln) — immer ein sicheres Zeichen vom Uebergang einer Bauerngemeinde zur Stadt —, bis 295 unterwirft es sich in Kriegen gegen Latiner und Samniter ganz Mittelitalien, dann Süditalien, in den Punischen Kriegen Karthago, dann Oberitalien, Griechenland, Teile von Kleinasien, unterwirft Makedonien und zerstört die alte Gegnerin Karthago, erobert Numantia in Spanien und das heutige Marokko.

Die römische Macht umspannt nun fast das gesamte Mittelmeer. Aus dem Ackerbürgerstädtchen Rom ist die ausgedehnteste Großstadt der alten Zeit geworden.

Mit den Germanen hatten die Römer bis dahin keine Berührung gehabt.

* * *

Im germanischen Norden war es immer kälter geworden. Wir können an den Bodenfunden feststellen, wie der Anbau des Weizens in Schweden unmöglich wird und die Nordgrenze von Kiefer und Hasel um drei Grad nach Süden geht; das Klima wird rauher und unwirtlicher. Mißernten, Nässe, Hunger, Krankheit drängen die Germanen zur Wanderung nach Süden. Nicht wilde Nomaden ziehen in die Weite, um Land zu rauben, sondern Bauernvölker müssen abwandern, weil die alte Heimat sie nicht mehr ernährt. Große Sturmfluten im Nordscegebiet beschleunigten dies.

Um 750 v. Zw. räumen die Wandalen die alte Heimat in Nordjütland und erscheinen an der ostpommerschen Küste; um 500 v. Zw. erscheinen die Warnen aus Norwegen und lassen sich in Ostholstein und Westmecklenburg nieder; gleichzeitig gehen die Haruden aus Norwegen nach Jütland, die Heruler aus Westschweden auf die dänischen Inseln, die Langobarden aus Schweden in das Elbegebiet, die Burgunder über Bornholm (Burgundarholm) an die Weichselmündung, die Rugier aus dem nor-

Gefesselte markomannische Edle werden auf Befehl des römischen Kaisers hingerichtet. Die Hinrichtung aber vollziehen Angehörige desselben Stammes, die in römischen Diensten stehen. Deutscher, wie war es damit in der deutschen Geschichte bis in unsere Tage hinein?

wegischen Rogaland um 200 v. Zw. nach Rügen- und Vorpommern. Dort drängen sie wieder andere Stämme. Von allen diesen Bewegungen merken Römer und Griechen noch nichts. Nur einmal, als 190 v. Zw. quer durch Rußland ziehend, das kleine germanische Volk der Bastarner die Griechenstadt Olbia am Schwarzen Meer überfällt, tauchen ganz fern Nachrichten von einer Völkerbewegung jenseits der Alpen im Gesichtskreis der Römer auf und werden dann wieder vergessen.



Da setzt eine neue Sturmflut an der Küste von Jütland, Schleswig und Holstein ein. Sie zwingt die drei Völker der Kimbern, Teutonen und Ambronen zur Abwanderung. Dieser Wanderzug erscheint im Jahre 113 im Einflußgebiet Roms in den Ostalpen. Der römische Feldherr Gnaeus Papirius Carbo verspricht ihnen Land, wenn sie sich seiner Führung anvertrauen. Auf dem Marsch aber läßt er sie verräterisch überfallen. Die gut bewaffneten, zum Teil gepanzerten germanischen Krieger vernichten sein Heer. Die drei Völker ziehen dann durch Süddeutschland nach Gallien (Frankreich). Wieder stoßen sie auf ein römisches Heer, wieder bieten sie Freundschaft und Bundesgenossenschaft an und werden angegriffen. Sie vernichten auch dieses Heer. Noch einmal schicken sie eine Gesandtschaft, diesmal nach Rom selbst. Die Römer bieten neue Heere auf, versprechen — wenn auch ohne ehrliche Absicht — den wandernden Völkern Land in Spanien. Dort aber wiegeln sie die einheimische Bevölkerung gegen die Germanen auf. Kimbern, Teutonen und Ambronen müssen sich trennen, gehen wieder nach Gallien. Sie sind der Verzweiflung nahe — es sind zwar tapfere und schwertfreudige, aber doch friedfertige Bauern, die Heimat suchen, Ackerland und Saatgut, und nirgends eine Heimstatt finden. Wieder stoßen sie auf zwei große römische Heere. Die Kimbern stellen sie zur Schlacht und vernichten sie.

Wieder kommt es zu Verhandlungen. Aufs neue versprechen die Römer den Land suchenden Völkern Niederlassung im Ebrothal. Als diese zum zweiten Mal nach Spanien ziehen, müssen sie erkennen, daß die Römer ihnen dort wieder Schwierigkeiten machen. Da entschließen sie sich, in einer mächtigen Zangenbewegung Norditalien zu umfassen: die Teutonen und Ambronen sollen von Südfrankreich aus, die Kimbern durch ganz Süddeutschland ziehend von Tirol aus in Italien einbrechen und die römische Macht erdrücken. Aber Rom hat seinen besten Soldaten, den alten Volksmann Gajus Marius an die Spitze seiner Heere gestellt. Dieser gewöhnt erst seine Trup-

pen an den Anblick der gefürchteten Feinde und vernichtet dann 102 die Teutonen und Ambronen in der schweren Schlacht von Aquae Sextiae (Aix in der Provence) in Südfrankreich, geht dann über die Alpen und besiegt in hartem Kampf die Kimbern 101 bei Vercellae. Von den drei Völkern bleibt nichts — wenige Trümmer kehren in die alte Heimat zurück. Aus beiden Schlachten wird berichtet, daß die Frauen nach dem verlorenen Kampf sich selber und die Kinder töteten, um der Sklaverei zu entgehen. —

* * *

72 v. Zw. setzt sich der Bauerntreck der Sweben (der Vorfahren der Schwaben) unter Führung A r i o v i s t s von der Ostsee kommend, Elbe und Saale aufwärts bis an den Main in Bewegung. Dort verdrängt Ariovist in vierzehnjährigen Kämpfen die tapferen keltischen Bojer und Helvetier und macht dadurch das Land bis zur Donau germanisch, schließlich setzt er in der Aussicht auf Siedlungsland auf die linke Rheinseite über. Dort siedelt er Zehntausende niederdeutsche Germanen der verschiedensten Stämme im heutigen Rheinhessen, Pfalz und Elsaß an. Seine Kämpfe gegen die keltischen Aeduer in Gallien sind auch den Römern nicht unlieb, werden sie doch dadurch in ihrem Kampf gegen den asiatischen Großkönig Mithridates entlastet. Der römische Senat verleiht Ariovist gar den Titel eines Königs.

Als dann jedoch die Kämpfe gegen Mithridates erfolgreich beendet sind, kommt der bedeutendste der Häupter des römischen Triumvirats J u l i u s C a e s a r 58 v. Chr. als Statthalter nach Südgallien (dem mittelmeerischen Küstenstreifen Südfrankreichs). In ihm, dem ehrgeizigen Imperialisten, brennt der Wille, g a n z Gallien sich zu unterwerfen. Ariovist, dessen Siedlungen sich auf beschränktes Gebiet begrenzen, wird unter fadenscheinigen Gründen bedrängt, es wird ihm „Kriegsschuld“ und „Vergehen gegen das Völkerrecht“ vorgeworfen, während Cäsar sich als „Beschützer der Schwachen“ und „Hüter des Rechts“ aufspielt. Ariovists Antwort an Cäsar aber schließt mit den Worten: „Wenn Cäsar Lust hat, so mag er kommen“.

Cäsar zieht gegen Ariovist zu Felde, verhandelt mit dem Germanenkönig und ist überrascht, daß dieser bereits einen Nachrichtendienst und beste politische Verbindungen zu Cäsars Feinden in Rom unterhält. Nach schweren Kämpfen wird Ariovist in Mühlhausen durch Cäsar besiegt. Die beweglichen römischen Legionen mit ihren kurzen Wurfspießen erweisen sich den ungefügen, in keilförmiger Stellung angreifenden germanischen Heerhaufen überlegen. Ariovist stirbt vier Jahre später, geehrt und tiefbetrauert, in seiner niederdeutschen Heimat.

57 v. Chr. ringt Cäsar die in Belgien sitzenden germanischen Stämme nieder.

Von ihrer Tapferkeit berichtet Cäsar selber: „Mit solcher Tapferkeit wurde gefochten, daß, wenn die ersten in der germanischen Schlachtreihe gefallen waren, die nächsten auf die Körper der Toten stiegen, so daß sich gleichsam ein Wall von Heldenleibern durchs Kampfgelände hinzog, von dem aus die Ueberlebenden unverzagt den Kampf fortsetzten. Ja, sie fingen sogar die gegen sie geschleuderten Wurfspieße im Fluge auf und sandten sie zurück. Niemand wird die beispiellose Tapferkeit dieser Menschen leugnen, die wagten, einen breiten Fluß kämpfend zu durchschreiten, dessen steile Ufer kämpfend zu gewinnen, ja, selbst im ungünstigsten Gelände zu siegen — alle diese Schwierigkeiten überwand allein die bewundernswürdige Größe ihres Mutes.“

Familie zur großgermanischen Zeit in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. (Wilhelm Petersen)

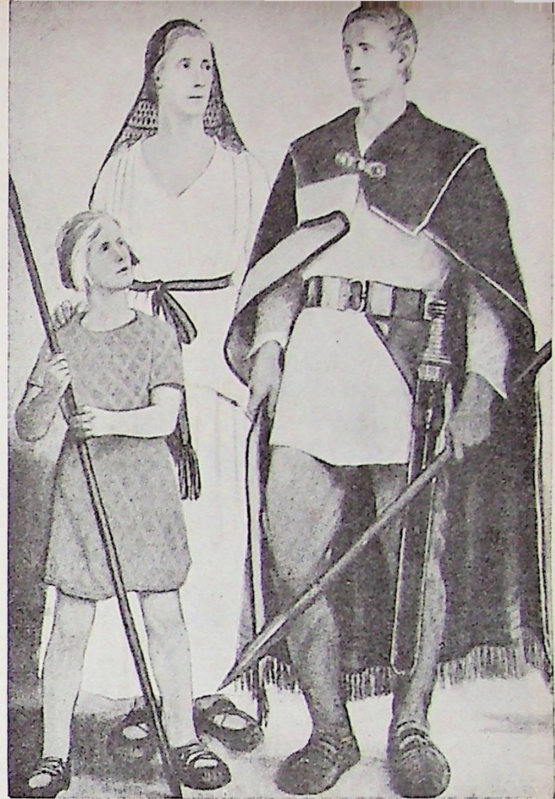
Die gesamten schon links des Rheins angesiedelten Germanenstämme wurden der römischen Herrschaft unterworfen.

* * *

Auch nach Cäsars Weggang, Aufstieg und schließlich Ermordung in Rom halten die Römer die Grenze am Rhein, die sie erobert haben, ja, schieben sie an mehreren Stellen erheblich über den Rhein vor. Im Süden besetzt Augustus die Alpentäler, unterwirft deren rhätische, keltische und germanische Bewohner und dehnt bis 15 v. Zw. die römische Macht von Süden bis an die Donau aus. Damit wird durch das an Verwaltung, Geldmitteln und Heeren jedem einzelnen Germanenstamm weit überlegene Römische Reich den Germanen die Ausdehnung nach Süden und Westen verbaut. Ihr Volkstum staut sich. Einzelne Stämme beginnen, sich in die Weite Osteuropas auszudehnen.

* * *

Ein Blick auf die Landkarte, wo die römische Grenze in einem großen Haken entlang der Donau und des Rheins das freie Germanien umfaßt, mußte in Kaiser Augustus den Wunsch erwecken, die Grenze bis zur Elbe vorzuschieben und den großen Raum zwischen Rhein und Elbe dem Römischen Reich einzuverleiben. Diesem Zweck dient der erste Germanenkrieg (12—6 v. Zw.), bei dem die römische Flotte bis zur Elbmündung, das Heer unter grauenvollen Verwüstungen bis zur Unterelbe vordringt, bis sein Feldherr Drusus umkehrt. Er bringt eine gewisse römische Oberhoheit, meist in der Form, daß das Römische Reich mit den einzelnen Germanenstämmen Verträge schließt. Diese Stämme müssen die Oberhoheit Roms anerkennen, vornehme junge Männer müssen in das römische Heer eintreten, wo sie oft Offiziersstellungen erreichen. Versuche einzelner Stämme, aus eigener Kraft sich der Uebermacht zu entziehen, scheitern. Wie es sich in der ganzen Geschichte unseres Volkes erwiesen hat, waren die einzelnen deutschen Stämme zu schwach, sich selber zu behaupten.



Das erkennt der junge Armin, Sohn des Cheruskerkönigs Segimer; er hatte einige Jahre in römischen Truppenverbänden Dienst getan, das römische Kriegswesen erlernt, aber auch während eines Feldzuges in Kleinasien das gewaltige Perserreich erlebt, das als einziger freier Großstaat Rom gegenüber sich behauptete. Nach Germanien zurückgekehrt, findet Armin nicht mehr eine militärische sondern eine Zivilverwaltung unter Quintilius Varus vor, einem Juristen, von dem das Wort umgeht: „Der arme Varus betrat das reiche Syrien, der reiche Varus verließ das arme Syrien“.

Seine Art, sich in die inneren Angelegenheiten der germanischen Stämme einzumischen, seine Besteuerung der freien Germanen, sowie seine Romanisierungs-Versuche erregten zornige Erbitterung. Armin organisiert eine Verschwörung aller Stämme Nordwestdeutschlands, lockt den gehaßten Varus mit der ganzen in Germanien stehenden Feldarmee in den unwegsamen Teutoburger Wald und vernichtet sie dort völlig (9 n. Zw.). Varus stürzt sich verzweifelt in sein eigenes Schwert. Bis zum Rhein brechen rächend Armins Scharen vor. Römische Gegenstöße bleiben ohne Erfolg.

Drusus Germanicus setzt zu einem letzten Angriff an, zu dem er den Befehl gibt: „Mordet, soviel ihr könnt! Gefangene wollen wir nicht! Erst wenn das ganze Volk der Germanen ausgerottet ist, ist dieser Krieg zu Ende!“ In schwerer Feldschlacht bei Idisiaviso irgendwo in Westfalen fängt Armin den römischen Stoß auf. Die Römer geben danach weitere Eroberungsabsichten als undurchführbar auf und gehen auf ihre Rhein-Donau-Stellung zurück. Doch nutzen die Germanen ihren Sieg? Nein, sie „bewiesen ihr Talent, nicht zuzugreifen“. (Mommsen).

Während dieser kriegerischen Ereignisse hatte Armin stets gegen Verrat, selbst aus der eigenen Familie, ringen müssen; Verräter spielten gar seine Frau Thusnelda und sein Kind in die Hand der Feinde. Sogar sein eigener Bruder Flavus stand im feindlichen Dienst.

An der Weser standen sich Armin und Flavus gegenüber. Und Tacitus berichtet: „Da begannen sie widereinander zu reden. Der eine von der Größe Roms, von der Macht des Kaisers, von dem schweren Strafgericht über die Besiegten, von der Gnade, die seiner warte, wenn er sich unterwerfe; auch Thusnelda und ihr Sohn würden nicht als Feinde behandelt. Der andere dagegen sprach von den Pflichten gegen das Vaterland, von der altererbten Freiheit, von den germanischen Göttern, von ihrer Mutter, die ihn bitte: er möge doch lieber der Führer seiner Blutsfreunde und Verwandten, ja des ganzen Stammes sein, als ein Ueberläufer und Verräter.“

Der Verrat am eigenen Volke ist seitdem immer wieder Pest und Fluch unserer deutschen Geschichte gewesen. Und seither zieht sich durch unsere Geschichte der verhängnisvolle Bruch zwischen den Flavadutschen, die allem Fremden ergeben, den Einflüsterungen des Feindes zugänglich sowie aller Liebedienerei und gar dem Verrat aufgeschlossen sind — und den Armindeutschen, die in Treue zu allem Deutschen stehen und denen das Reich Sehnsucht ihres Traumes und Inhalt ihres Kämpfens ist.

Dennoch hat das Werk des Armins Bestand: er hat zuerst den großen Gedanken einer Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme und damit eines Deutschen Reiches lebendig gemacht. In diesem Sinne versucht

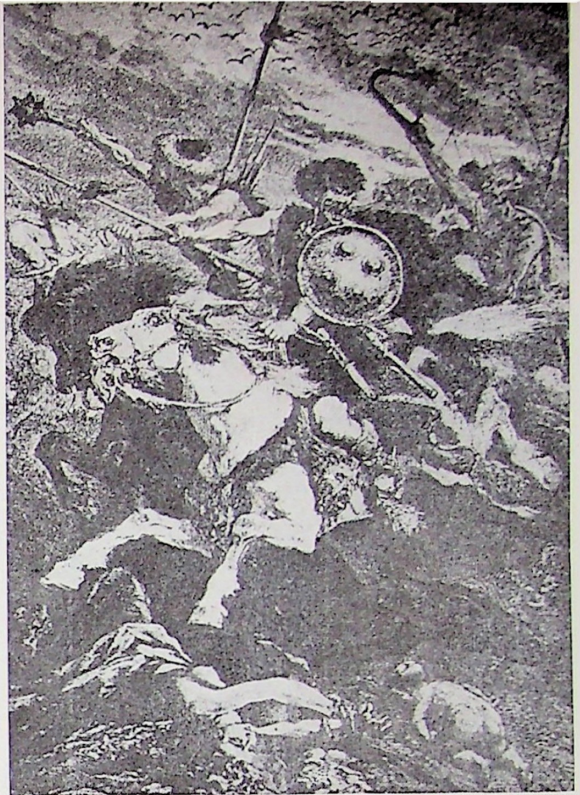
Weiter rast der Sturm aus Asien über Europa hin, wüst und unmenschlich grausam, immer nur vernichtend.

Armin auch, den mächtigen König der germanischen Markomannen, Marbod, seiner Macht zu unterwerfen. Der Versuch gelingt nicht mehr. Armin wird im Jahre 21 n. Zw. von Verwandten ermordet, die ihm die Führung und seine weitreichenden Pläne mißgönnen. Auch der Mordversuch von Ehrgeizlingen im feindlichen Dienst an den Führern des Deutschtums sollte sich noch einige Male in unserer Geschichte wiederholen.

Außer örtlichen Kämpfen an Rhein und Donau und einem großen Aufstand der Stämme in Belgien und am Niederrhein gegen die römische Herrschaft, bleibt es im eigentlichen Deutschland lange ruhig. Aber 162—178 dringen Markomannen, Quaden und kleinere Germanenstämme bis in die Alpen vor und können erst vom Kaiser Marcus Aurelius (161—180) in blutigen Kämpfen zurückgedrängt werden. Die ursprünglich skandinavischen Goten haben die Steppe Südrußlands und das Küstengebiet des Schwarzen Meeres erreicht und die dortigen Völker von sich abhängig gemacht.

Seuchen, Uebersteuerung, Bürokratisierung, die weltflüchtige Lehre des Christentums schwächen das Römische Reich. Zugleich zerfällt damit seine Wehrkraft. Immer weniger echte Römer, immer mehr fremde Truppen stehen in seinen Heeren. Vor allem aber: die Kriegstechnik der Germanen ändert sich — ihre Heere bestehen nicht mehr aus ungefügigen Keilen von Fußtruppen, sondern werden immer mehr zu Reiterheeren, deren wuchtigen Angriffen immer schwerer standzuhalten ist.

Es bricht die Reckenzeit unseres Volkes an, die in den vielen stolzen Heldensagen nachklingt. Gotische Reiterheere unter König Ostrogotha brechen 248 bis Byzanz vor und vernichten wenige Jahre darauf an der unteren Donau elf römische Legionen. Gotische Flotten stoßen vom Schwarzen Meer in das Mittelmeer vor. 271 brechen Alemannen und Markomannen über die Alpen in Italien ein und belagern Mailand; fränkische Heerscharen erscheinen in Gallien an der Mittelmeerküste. Das ostgermanische Reich unter Führung des hundertjährigen, sagenumwobenen Königs Ermanerich dehnt sich von der Donau bis tief nach Rußland, jenseits von Don und Wolga, hin, während im heutigen Ungarn und Rumänien die Westgoten siedeln. Fast unfassbar erscheint diese Fülle gesunder Kraft und Begabung, die notwendig



war, diesen Riesenraum militärisch, kulturell und wirtschaftlich zu durchdringen. Wahrlich, welch ungeheure germanische Kraftentfaltung in diesen Jahrhunderten!

Unter Kaiser Konstantin dem Grossen (323—337) wird das Christentum Staatsreligion im Römischen Reich und Konstantinopel Hauptstadt. Vergebens versucht Kaiser Julian der Abtrünnige (361—363), der noch einmal die Alemannen bei Straßburg besiegt, durch die Rückkehr zum Römerglauben auch die alte Römerkraft wiederherzustellen.

* * *

Mitten hinein in diese kraftvolle Entwicklung bricht wie Ungewitter aus heiterem Himmel der Hunnensturm! Gedrängt von den machtvollen chinesischen Kaisern hat ein großer Teil der im Bunde der „Hiungnu“ (Hunnen) vereinigten mongolischen, türkischen und westtibetischen Stämme sich nach Westen aufgemacht. Sie unterwarfen die altpersischen Alanen am Kaukasus; die Magyaren (die heutigen Ungarn, damals nördlich des Kaukasus) schließen sich ihnen an, dazu andere türkische und finnische Stämme.

„Der erste Eindruck der unheimlichen Gestalten, die mehr auf ihren Pferden als auf der Erde lebten, war grauenvoll; sie waren furchtbar im Angriff, furchtbar im Fliehen und unermüdlich in der Erneuerung ihres Kampfes. Vor allem aber konnten die germanischen Bauern die tartarischen Räuber und Plünderer nicht fassen, trotz aller Tapferkeit sich ihrer nicht erwehren. Unter angesehenen Führern ballten sich die Hunnenscharen zu gewaltigen Massen zusammen, die wie Heuschreckenschwärme über die Länder brausten.“, sagt ein Bericht.

Die Ostgoten unterliegen den Hunnen im Jahre 375 in der Reiterschlacht am Don und müssen sich dem Hunnenzug anschließen. Der christliche Teil der Westgoten (vom halbgotischen Bischof Ulfilas bekehrt) sucht im oströmischen Reich Zuflucht. Den Höhepunkt der Hunnenmacht bildet ihr König Attila (Etzel), 433—453, der sich 451 mit einem Riesenheer von Hunnen, unterworfenen germanischen Ostgoten, Thüringern, Gepiden, Rugiern und Skiren über den Rhein bis tief nach Gallien wälzt, zerstörend, brennend, mordend, plündernd... Dort tritt ihm der römische Feldherr Flavius (der Blonde) Aëtius vornehmlich mit Westgoten entgegen. Germanen stehen wieder gegen Germanen! In heißer Schlacht wird Attila auf den Katalaunischen Feldern geschlagen. Selbst die Bäche sollen vom Blute rot geflossen sein! Attila stirbt 453, das Hunnenreich löst sich auf.

* * *

Man kann drei Gruppen von germanischen Stämmen während der mit dem Hunneneinbruch 375 beginnenden Völkerwanderung unterscheiden:

1. Die nördlichen skandinavischen Gruppen (Dänen, Jüten, Schweden, Gauten, Norweger) wandern überhaupt nicht, bleiben in ihren Wohnsitzen und haben damals schon eigene Königreiche. Gruppen von Angeln, Sachsen, Jüten und Friesen setzen 449 nach Britannien über, gründen dort sieben Königreiche und legen die Grundlage des englischen Volkes.

2. Die germanischen Stämme auf deutschem Boden haben sich schon vor dem Erscheinen der Hunnen im Kampf gegen die Römer zu Großstämmen vereinigt: die Franken, Friesen, Sachsen, Chatten (in Hessen), Schwaben, Alemannen und Bayern. Diese Großstämme wandern nicht, aber die

Der Reiter von Valsjärde: Das Ehrenbildnis des unbekanntes germanischen Saucrnkriegers. (Wilhelm Petersen)

meisten dehnen ihren Raum auf Kosten des zusammenbrechenden Römischen Reiches aus. Aus diesen Stämmen bildete sich das heutige deutsche Volk. Nur ein kleiner Stamm aus ihrem Kreise, die *Lan-gobarden*, wandert noch spät nach Oberitalien (Lombardei) und verliert dort seine germanische Sprache. —

3. Die ostgermanischen Völker, die im Raum zwischen Elbe und Schwarzem Meer saßen, dringen tief in das römische Reich ein und zerschellen dort:

a) Die *Westgoten* unter Alarich erobern 410 Rom, der Nachfolger Alarichs, Athaulf, gründet ein Westgotenreich in Südfrankreich und ganz Spanien. Dort herrschten die Westgoten bis zum Jahre 711, als sie den Arabern erliegen.

Ihr Blut und einige Worte ihrer Sprache leben im spanischen Volke fort. Ein Teilstamm der deutschen *Sueben* geht nach Nordspanien und Portugal; ihr Blut und Worte ihrer Sprache leben bei den Gallegos und Portugiesen fort.

b) Die *Vandalen* ziehen über Südspanien (Wandalusien) 429 nach Nordafrika und gründen dort ein mächtiges Seereich um Karthago unter König Geiserich, das 534 zerstört wird.

c) *Rugier* und *Heruler* machen ihren Feldherren Odoaker 476 zum „König der Germanen in Italien“, und dieser setzt den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus ab. Sie unterliegen später den Ostgoten.

d) Die *Ostgoten* gründen unter dem großen Theoderich ein mächtiges Reich in Italien. Dieses wird in blutigen Kriegen durch den oströmischen Feldherrn Narses zerstört. Die beiden letzten Ostgotenkönige Totila und Teja fallen in heldenmütigen Kämpfen, der eine bei Taginae, der andere am Vesuv. Reste der Ostgoten leben in den Deutschen Südtirols und den Kroaten fort.

e) Die *Gepiden* gehen in Siebenbürgen in dortigen Völkerkämpfen unter.

f) Die eigentlich ostgermanischen *Burgunden* ziehen vom Oderland quer durch Deutschland erst an den mittleren Rhein (Worms), dann in das Gebiet der Rhone.



Überall im Römischen Weltreich finden wir Germanen: als Bauern und Krieger, als Feldherren und Staatsmänner. Zeitweise liegt das Schicksal des Weltreiches in germanischen Händen, so um 400 in denen Stilichos (des Retters und Beraters Kaiser Honorius, der ihn dann ermorden läßt) und

Alarichs, des tapferen Westgotenkönigs. Die Kaiser aber spielen zu ihrem Nutzen Germanen gegen Germanen aus. Stilicho gegen Alarich, Theoderich gegen Odoaker . . .

Fast alle diese Völker vergehen, weil durch die langen Wanderungen und die Annahme des Christentums ihr Zusammenhang sich löste und weil sie nicht mehr zur bäuerlichen Lebensform zurückfanden, sondern als kriegereische Oberschicht ausbluten.

* * *

„Für unsere romhörigen Flavisdeutschen ist es eine Art Dogma, von dem ihr Seelenheil abhängt, daß die nordisch-germanisch-deutschen Völker erst durch Rom aus niederster Barbarei zur Kultur emporgehoben seien. Im Gegenteil! Die Berührung mit der untergehenden, äußerlich glänzenden, aber innerlich durch und durch verfaulenden alten Kulturwelt hat auf unsere Vorfahren wie eine importierte Pest gewirkt. Die Folge war, daß sie für viele Jahre in ihrer artgemäßen Entwicklung gehemmt wurden . . . Es war verhängnisvoll, daß unsere Vorfahren nicht mit der aufsteigenden, sondern mit der untergehenden alten Kulturwelt in Berührung kamen. . . Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ist unsere ganze Geschichte ein unaufhörliches Ringen mit diesem „Rom“, eine Auseinandersetzung mit dem Erbe des Altertums: mit Theokratie (Gottesstaat), Imperialismus und Universalismus, mit Mammonismus, Nomadengeist und Großstadtkultur, mit dem Völkerchaos und dem Menschheitswahn. Der Kampf wurde dadurch erschwert, das sich von der ersten Berührung an bis heute ein unheilvoller Dualismus wie ein roter Faden durch unsere ganze Geschichte zieht. Denn viele ließen sich durch die glänzende römische Afterkultur blenden, und seitdem haben wir den Feind im eigenen Land; romfreie und romgebundene Deutsche standen und stehen sich gegenüber.“ (Prof. Dr. Heinrich Wolf in seiner „Deutschen Geschichte“)

So leuchtend und sagenumwoben die wildbewegte Völkerwanderungszeit in ihrer heldischen Männlichkeit, überschäumenden Kraftentfaltung und ihrem schöpferischen Tatendrang ist, so durchwoben ist sie auch von Ränke und Verrat, diesem Fluch unserer Geschichte, so düster tragisch sind manche Stammes-Schicksale. Die Siegfried-Zeit, als die wir die Bronzezeit bezeichneten, wandelt sich zur Hagen-Zeit voll Not und Tücke. Am Ende aber steht als Fazit für unser völkisches Schicksal der ungeheure Blutzoll, den unsere Vorfahren in diesem berausenden aber planlosen Ausgriff in die Welt an Europa entrichtet haben: Ueberall floß und versickerte germanische Kraft — in Südrußland und Nordafrika, in Byzanz und Rom, in Spanien und Frankreich — versickerte und wirkte in ungezählten Geschlechtern zu fremder Völker Nutz und Frommen fort. Land und Blut gingen unwiederbringlich verloren, die einer größeren Zukunft wert gewesen wären. Germanentum stand gegen Germanentum, sich verschenkend in frühlinghafter Kraft und sich aufopfernd in einsatzfreudiger Unbekümmertheit. Es war eine Zeit erhebender Einzelschicksale — und durch Jahrtausende werden die Namen Ariovists, Armins, Ermanerichs, Theoderichs, Alarichs, Geiserichs, Totilas und Tejas leuchten —, aber um die Früchte haben sich die Menschen jener Epoche gebracht, da sie nicht zum Reich fanden.

III. DAS FRÄNKISCHE REICH.

(Merowinger und Karolinger)

Während die ostgermanischen Völker alle in den Stürmen der Völkerwanderung versanken, die Langobarden in Oberitalien der sprachlichen Romanisierung verfallen, dehnen sich die Stämme des mittleren und westlichen Deutschland auf Kosten des zusammengebrochenen Römerreiches aus, Sachsen und Friesen sind an der Besiedlung Englands beteiligt, die Angeln gehen zum größten Teil nach England. Die Franken erweitern ihre Macht vom Niederrhein und Mittelrhein, den Niederlanden und Belgien über das nördliche Frankreich aus — zumeist nicht im Kampf, sondern als Bundesgenossen der Römer, im Maße wie diese ihre Legionen nach Italien abziehen müssen. Sie zerfallen in mehrere Stammeskönigreiche (salische, ripuarische, chattische Franken). Alle linksrheinischen Germanenstämme, die sich so lange zäh unter der Römerherrschaft behauptet haben, gehören dem großen Frankenbunde an. —

Südlich von ihnen haben die Alemannen das Elsaß und große Teile der Schweiz — etwa soweit heute die deutsche Sprache gesprochen wird — erobert. Die Sueben (Schwaben), von denen nur ein Stamm in der Völkerwanderungszeit nach Spanien gezogen war, besetzen die Voralpengebiete des heutigen bayrischen Schwaben. Am weitesten dehnen sich die Markomannen, aber auch andere Stammesteile fort. Bayern besetzen das ganze heutige Ober- und Niederbayern, dazu ganz Oesterreich einschließlich Kärnten, Steiermark und Tirol.

In die Gebiete östlich von Oder und Elbe rücken die Wendenstämme der Slawen ein. Sie hatten bisher in den großen Weiten des östlichen Polen und westlichen Rußland gelebt, waren auch wohl geschickte Flußschiffer und Händler zwischen Skandinavien und Ostrom, aber noch ziemlich geschichtslos. Aus eigener Kraft hätten sie die ostdeutschen Lande nie erobern können. Aber nach dem Abzug der Ostgermanen drangen ihre kühnsten Stämme, oft nur „Druschinen“ (Gefolgschaften) wendischer Fürsten, in diese fast menschenleeren Gebiete ein. Noch vorhandene germanische Reste werden teils vernichtet, teils schließen sie sich den Wenden an.

* * *

Der Teilkönig der salischen Franken in Doornik (Tournai) Chlodwig besiegt 486 den letzten römischen Statthalter Syagrius in Gallien und erobert damit das große Mittelstück des heutigen Frankreich, nachdem er schon

vorher die anderen fränkischen Teilkönige vertrieben oder ermordet hat. Er erklärt das eroberte Römergebiet zum Königsland und gibt riesige Ländereien an seine Gefolgsleute als Lehen auf Widerruf. So drängen sich viele Männer in seinen Dienst, er kann die bisherige Volksversammlung der freien Männer ausschalten und auch die ripuarischen Franken zwingen, ihn zum König zu wählen.

Um die römisch-keltische Bevölkerung des neu eroberten Landes an sich zu binden und zugleich die Macht der katholischen Kirche gegen seine feindlichen Nachbarn, die noch arianischen Könige der Westgoten (die Südfrankreich besaßen) und der Burgunder (im Rhonetal) einsetzen zu können, tritt der persönlich ganz unreligiöse, grausame und machtgierige Chlodwig 496 zur römischen Kirche über. Das ist politisch klug gehandelt: Die Kirche hilft ihm, die katholischen Untertanen der Westgotenkönige aufzureizen. In zwei Kriegen nimmt Chlodwig ihnen so ganz Südfrankreich ab und wirft sie auf Spanien zurück. Ebenso macht er sich die Burgunder mit Waffengewalt zu Bundesgenossen. Es ist verständlich, daß die Gefolgsleute dem Beispiel ihres Königs folgen und ebenfalls den neuen Glauben annehmen und auch die Masse des fränkischen Bauernvolkes dazu zwingen.

Unter Chlodwigs Söhnen wird das Reich in drei Teile (Austrasien, Neustrien und Burgund) geteilt, werden die Thüringer und Burgunder völlig unterworfen und schließlich selbst die Bayern, wenn auch locker angegliedert. Aber die sittliche Zersetzung, blutige Morde und Bürgerkriege innerhalb des Herrscherhauses, schwächen die Merowinger, die Nachfolger Chlodwigs, so daß die Hausmeier (majordomus = Verwalter des königlichen Besitzes) zu immer größerer Macht gelangen, bis sich der Hausmeier Pippin der Mittlere (Geschlecht der Arnulfinger, so genannt nach dem Stammvater Bischof Arnulf von Metz) 687 durch seinen Sieg über den Hausmeier Neustriens zum eigentlichen Herrscher über das gesamte Frankenreich macht.

Pippin unehelicher Sohn Karl Martell (der Hammer) wertet die Erfolge seines Vaters aus und vertieft sie. 723 unterwirft er die Alemannen und zwingt ihnen das lateinisch geschriebene Gesetzbuch Lex Alamannorum sowie den christlichen Glauben auf. Erhebungen der Alemannen werden wiederholt blutig erstickt. Ein Angriff der mohammedanischen Araber, die 711 die Westgotenherrschaft in Spanien zerschlugen und die Pyrenäen überschritten hatten, wird 732 von Karl Martell bei Tours und Poitiers abgeschlagen.

Nachdem er auch den Süden Galliens von den Sarazenen gesäubert und die Provence erobert hat, preist man ihn als den „Retter der Christenheit“ und Papst Gregor III., der gerade im Gegensatz zu den Langobarden steht, trägt ihm die Schutzherrschaft über Rom an. Doch Karl Martell, der sich nicht gegen seine langobardischen Freunde ausspielen lassen will, lehnt ab. Auch die Bayern, die sich mittlerweile selbständig gemacht hatten, werden von Karl Martell in Abhängigkeit gebracht, ihr Herzog Grimwald ermordet und ihnen die lateinische Lex Bajuvarorum aufgezwungen. Sie müssen den christlichen Glauben annehmen.

An seinem Sterbebett teilt Karl Martell die Herrschaft unter seinen beiden Söhnen Karlmann und Pippin. Von ersterem braucht hier nur berichtet zu werden, daß er schon bald ins Kloster geht und alle Macht dem jüngeren Pippin überläßt. Dieser legt in unermüdlichem Streben die Grund-



*LANGOBARDENSCHWERT
aus den Gräbern von Nocera
in Kampanien.*

lagen zur späteren Machtfülle des Frankenreiches unter seinem Sohn Karl. Er beruft den Angelsachsen Bonifatius (Winfried), einen der größten kirchlichen Organisatoren aller Zeiten, um die Kirche bei den deutschen Stämmen durchzusetzen. Unter dem Schutze fränkischer Truppen zerstört dieser alte Heiligtümer (Donarsiche bei Geismar), schaltet irisch-schottische Bekehrermönche aus, weil sie ein duldsames Christentum predigen, ordnet die Kirche energisch und unterstellt sie dem Papst. Bei Dokkum wird er 754 von freien Friesen erschlagen.

Mit Hilfe des Papstes Zacharias setzt Pippin den letzten Merowingerkönig Childerich ab und läßt sich selbst, um sein traditionsloses Herr-

schertum zu legitimieren, von einem päpstlichen Legaten zum König „von Gottes Gnaden“ salben.

Zwischen Papst Stephan II. und Pippin kommt es 754 in St. Denis bei Paris zu jener denkwürdigen Zusammenkunft, die auf Jahrhunderte hinaus die Geschicke unseres Volkes entscheidend beeinflussen soll. Der Papst, mit den Langobarden wegen der Freigabe der von ihm beanspruchten Gebiete in Fehde lebend, im Süden vom byzantinischen Kaisertum bedrängt, ohne eigenes Herrschaftsgebiet und als Oberherr Roms um dessen Unabhängigkeit von Konstantinopel bemüht, sucht in Pippin den militärischen und moralischen Verbündeten. Sein Begehrt: Schutz vor den Langobarden und Uebertragung bestimmter Landesgebiete. Sein Angebot: Oberhoheit über Rom. Auf dieser Grundlage einigt man sich und der Papst salbt Pippin nochmals zum König und zum „patricius“ der Römer. Für den Papst bedeutet diese Einsetzung eines christlichen Königtums von Gottes Gnaden (durch welche die für die Germanen bisher geltende angeborene Königswürde ersetzt wird) die Lösung von Ostrom und Neuorientierung nach dem Europa nördlich der Alpen.

Noch im gleichen Jahr löst Pippin seine Verpflichtungen in zwei Kriegszügen gegen die Langobarden ein und schenkt dem Papst („Pippinsche Schenkung“) Rom und Latium, worauf der Papst auf Grund der — gefälschten — Schenkungsurkunde von Kaiser Konstantin ein Anrecht zu haben behauptet.

Als Pippin 768 stirbt, hinterläßt er seinem Sohn Karl (768—814) eine ansehnliche Machtfülle und einen unübersehbaren Schatz kühner Möglichkeiten. Dieser nutzt sie in vollem Umfange und vermehrt sie um ein Ansehnliches, so daß ihm die Nachwelt die Bezeichnung „Karl der Große“ verleiht.

Anfängliche Gegensätze mit seinem Bruder und Mitregenten Karlmann lähmen Karls Tatkraft. Die Gegnerschaft der beiden Brüder ermöglicht es dem Langobardenkönig Desiderius, nunmehr ganz Italien in seine Hand zu bekommen und dem Papst statt der fränkischen, nunmehr die langobardische Schutzherrschaft aufzuzwingen. Da unter solchen Umständen die Gefahr besteht, daß der Papst die Einsetzung des fränkischen Königs von Gottes Gnaden rückgängig macht, um einem Merowinger zur Krone zu verhelfen, übernimmt Bertha, die Witwe Pippins und Mutter Karls und Karlmanns die Regierungsgeschäfte und reist, mit Vollmachten ihrer Söhne ausgestattet, in die langobardische Hauptstadt Pavia. Dort erreicht sie durch Verhandlungen mit Desiderius die Rückgabe der letztlich besetzten Gebiete an den Papst und stärkt zugleich die Freundschaftsbande durch die Vermählung der langobardischen Königstochter Desiderata mit ihrem Sohn Karl.

Der Papst Stephan III. sieht nunmehr seine Felle davonschwimmen und versucht zu einer direkten Verständigung mit Karl zu kommen. Dieser, das durch die Geschicklichkeit seiner Mutter zustande gekommene Bündnis mißachtend, beschließt, selbst in Italien einzugreifen. Hinzu kommt, daß er einer anderen Frau zuliebe seine Ehe auflöst und Desiderata kurzerhand zu ihrem Vater zurückschickt. Damit wird die letzte Brücke zwischen ihm und Desiderius, d. h. zwischen Franken und Langobarden, abgebrochen. Karlmann, mit diesem langobardenfeindlichen Kurs nicht einverstanden, bereitet sich zu einem Kriegszug gegen Karl vor, stirbt jedoch unerwartet. Ehe



KAISER KARL
Reiterstatuette aus dem
Domschatz zu Metz, 9. Jhrdt.

Karlmanns Söhne gekrönt werden können, ist Karl zur Stelle und läßt sich selbst krönen. Karlmanns Witwe Gerberga flicht mit ihren Söhnen und einigen Getreuen zu Desiderius, von wo sie, um die Rechte ihrer Söhne geltend zu machen, gegen Karl schürt. Karl ist nun Alleinherrscher in einem Reich, in dem es gefährlich gärt und in dem bösartige Feindschaften und Spannungen am Werke sind.

Der nächste Schlag Karls gilt den Sachsen, gegen deren großen Stammesbund (mit den Unterstämmen der Westfalen, Ostfalen, Engern und Holsaten) er 772 einen Krieg vom Zaun bricht, um sie zu unterwerfen und unter das Christentum zu beugen. Im Feldzug des Jahres 772 stürmt er die Eresburg und verwüstet das alte Heiligtum auf den Externsteinen bei Detmold, aber 773 erheben sich die Sachsen unter Wittekind aufs neue; diese Erhebung ist zugleich ein Kampf der Freibauern gegen einige der großen Geschlechter, die, verlockt von der Macht des fränkischen Reiches,

sich Karl anschließen. Erst als Wittekind's Heer bei Lübbecke in Westfalen erliegt, muß Wittekind über die Elbe fliehen. Sobald aber das fränkische Hauptheer wieder abgezogen ist, steht das sächsische Bauerntum sofort wieder auf. Doch Karl rückt mit einem noch größeren Heer ein und hält nun zu Paderborn einen Reichstag ab, auf dem der alte Glaube streng verboten wird. Zugleich werden die Bauern gezwungen, Land zum Bau von Kirchen und Pfarren abzutreten, ein Zehntel ihres Ertrages jedes Jahr als Kirchenzehnt an die Kirche abzuliefern — und wenn der alte sächsische Freibauer sich zum Sterben legt, muß er auch in die Zerteilung seines Hofes willigen und einen Sohnesanteil der Kirche überlassen.

In Italien war inzwischen Hadrian zum Papst gewählt worden, der in seiner Stellung zwischen Franken und Langobarden schwankte. Desiderius läßt ihm mitteilen, er und nicht der Frankenkönig würden das Grab Petri beschützen. Doch Hadrian antwortet, er wolle nur den als Beschützer anerkennen, der ihm die von Pippin geschenkten Gebiete ausliefere. Karl, bis dahin an Italien noch wenig interessiert, befürchtet die Möglichkeit, daß der Papst die Söhne Karlmanns oder einen Merowinger als Gegenkönige aufstellen könne und beschließt, die Lage zu bereinigen. Er versucht von Desiderius die Herausgabe der strittigen Gebiete gegen Zahlung zu erlangen, was dieser ablehnt.

So kommt es 774 zum Kriege, Karl überschreitet die Alpen und besetzt das Langobardenreich, in dessen Hauptstadt Pavia er sich zum König der Langobarden krönen läßt. Die Langobarden behalten Eigenständigkeit in der Verwaltung und halten zu Karl, als dieser gar die eroberten Gebiete nicht dem Papst übergibt, sondern sie beim Langobardenreich beläßt. Er begründet diesen Entschluß damit, sein Vater „Pippin habe nur die Schenkung versprochen, aber noch nicht geschenkt“ und ein Papst brauche zudem Landbesitz nur, wenn er von Feinden bedroht sei, nicht aber, wenn starke Freunde ihn schützten!

Im Jahre 778 zieht Karl mit seinem Heer gegen den arabischen Khalifen von Spanien, hat aber keinen Erfolg. Auf dem Rückmarsch wird sein Heer von den Basken angefallen und erleidet schwere Verluste. Darauf erscheint Wittekind wieder im sächsischen Land, das Volk steht auf, Kirchen und Klöster werden verbrannt, die ergrimmten sächsischen Haufen brechen bis zum Rhein vor, werden aber von Karl bei Bocholt geschlagen. Fast durchgehend sind die fränkischen, zumeist herittenen Berufskrieger den schwerfälligen Bauernaufgeboten überlegen. Aufs neue wird Sachsen besetzt. Karls furchtbares Gesetz wird wieder durchgeführt:

„Wer während der vierzigstägigen Fasten Fleisch ißt, soll sterben...“

„Wer einen Geistlichen tötet, soll sterben...“

„Wer Leichen nach heidnischer Art verbrennt, soll sterben...“

„Wer die Taufe verweigert, soll sterben...“

„Wer sich mit Heiden gegen Christen verbündet, soll sterben...“

Zu jeder Kirche sollen die Bewohner des dazu gehörigen Gebiets für den Pfarrer zwei Morgen Landes und einen Hof geben, je 120 Einwohner sollen der Kirche einen Leibeigenen und eine Magd stellen.

Alle sollen der Kirche von ihrem Vermögen den Zehnten geben, auch von ihrer Arbeit sollen sie den zehnten Tag im Dienste der Kirche werken. Ferner ermahnen wir euch, die heidnischen Priester und Wahrsager an die Kirche auszuliefern.“ —



*LUDWIG DER FROMME
Miniatur aus einer Fuldaer
Handschrift, 9. Jhrdt.*

Als nun ein Heer Karls gegen die slawischen Sorben marschiert und Karl dazu auch den sächsischen Heerbann aufbietet, erhebt sich dieser. Am Berge Süntel werden zwei fränkische Heere von den Sachsen zerschlagen. Nun aber überfluten neue fränkische Heere das Land. Zur Rache für den Abfall läßt Karl 4500 Sachsen, die Träger des alten Glaubens und der nationalen Selbstbehauptung, zu Verden an der Aller am Hälsebach köpfen. In grimmer Wut steht das verzweifelte Volk wieder auf, bekommt auch von den Friesen und Dänen Hilfe. In zwei langen Schlachten bei Detmold und an der Haase erliegen schließlich die Sachsen, zuletzt von der Uebermacht erdrückt. Planmäßig läßt Karl das Land verwüsten, Höfe und Dörfer anstecken, das Land für die Kirche enteignen, die Familien der noch kämpfenden Freibauern in die Sklaverei verkaufen. Da sehen Wittekind und sein Freund Abbio schließlich keinen Ausweg mehr, als zum eigenen Uebertritt zum Fremdglauben und Unterwerfung unter Karl, damit den Resten des Stammes in dem ausgemordeten Lande den Frieden zu erkaufen. Zu Attigny lassen sie sich 785 taufen. Die Einwohner besonders widerspenstiger Landschaften, etwa ein Drittel des sächsischen Stammes, werden über das ganze fränkische Reich ausgesiedelt. Noch zweimal erheben sich sächsische und friesi-

sche Bauernschaften, um die Unfreiheit und die Zwangsbekehrung abzuschütteln. Dann wird es totenstill über dem niedergetretenen Land.

788 setzt Karl auch den letzten selbständigen Herzog der Bayern, Tasilo, ab, läßt ihn in einem Kloster in Frankreich verschwinden und verleibt Bayern seinem Reich ein. Zwischen 791 und 799 wirft Karl die Awaren nieder, ein aus Südsibirien gekommenes machtvolles und gefährliches Türkenvolk, das sich in den letzten Jahrzehnten der Völkerwanderung in der ungarischen Tiefebene niedergelassen hatte und zahlreiche slawische Stämme sich unterworfen hält. Karl erstürmt ihre großen Wallburgen und zersprengt sie so gründlich, daß keine Spur von ihnen bleibt. Die Awaren hatten auch in Böhmen geherrscht und dort in dem fruchtbaren Lande große Massen von Sklaven gehalten, auch ungehindert die Frauen der Slaven sich zu eigen gemacht. Aus diesen Sklavenscharen und Bastarden entstand das Volkstum der Tschechen, dadurch ganz verschieden von den anderen slawischen Völkern.

Karls Reich erstreckt sich von Barcelona bis über die Elbe (auf einem Feldzug gegen die Wenden war er bis zur Peene, gegen die Dänen bis Jütland vorgedrungen), vom Garigliano in Süditalien bis zur Fider. Diese ungeheure Machtfülle wird im Jahre 800 durch Verleihung der römischen Kaiserwürde gekrönt: Papst Leo III., der Nachfolger Hadrians I., war vor seinen römischen Gegnern über die Alpen zu Karl geflohen, ihn um Schutz anzuflehen. Karl läßt ihn zurückgeleiten, folgt bald darauf selbst, um die Untersuchungen gegen den Papst abzuschließen. Am Weihnachts-gottesdienst setzt dann Leo III. dem Frankenkönig — „unversehens“, wie der Chronist Einhart berichtet, — eine Krone auf und huldigt ihm kniend als Kaiser und Augustus. Diese Krönung legt für unsere deutsche Geschichte auf lange Zeit eine Blick- und Interessenrichtung endgültig fest, die bei der Zusammenkunft von Pippin und Papst Stephan II., in St. Denis zum erstenmal und durch die Niederringung des Langobardenreiches zum zweiten Male erkenntlich wird, und die sich für unseres Volkes Schicksal in höchstem Maße unheilvoll ausgewirkt hat.

Kaiser Karl schuf mit blutiger Gewalt ein christliches Abendland, ein zusammengefaßtes Europa, in dem auf lange Zeit die Kirche das Geistesleben allein in Besitz nimmt. Unter diesem universalen, „abendländischen“ Reich liegt der freie Germane von einst, Erbe des Arminius und der Helden der Völkerwanderungszeit, tief begraben. Karl hat unbestritten alle deutschen Stämme mit Gewalt geeint — daß es mit soviel Zwang und Verge-waltigung geschah, sollte unserem Volke nicht zum Segen werden. 814 stirbt der gewaltige Eroberer und Herrscher. —

* * *

Der Sohn Karls, Ludwig der Fromme, ist als ein herzloser Frömmeler zu bezeichnen. Er läßt die germanischen Dichtungen und Heldenlieder verbrennen, die sein Vater gesammelt hat. Durch die überall sich ausbreitende Unfreiheit entwickelt sich ein umfangreicher Sklavenhandel, durch den zum ersten Mal Juden als Sklavenhändler größeren Einfluß in Mitteleuropa gewinnen und durch Ludwig begünstigt werden. Die wichtigsten Reichs-ämter gibt Ludwig an Geistliche. In jener Zeit entstehen auch die berüchtig-



KARL DER KAHLE.

*Widmungsbild des Codex
Aureus von St. Emmeram,
9. Jhrdt.*

ten „pseudo-isidorischen Dekretalien“, zusammengefälschte Sammlungen von Rechtssätzen, die den Vorrang der Geistlichkeit vor allen Laien verkünden.

Als seine drei Söhne Lothar, Pippin und Ludwig heranwachsen, erläßt Ludwig der Fromme 817 eine „Reichsordnung“, nach der sein ältester Sohn Lothar zu seinem Nachfolger und Mitregenten eingesetzt wird. Die beiden anderen Brüder bekommen Unterkönigreiche — Pippin das westliche Aquitanien an der spanischen Grenze, Ludwig Bayern und die südöstlichen Vorlande. Später ändert Ludwig seiner zweiten Frau und dem dieser Ehe entsprossenen Sohne Karl zuliebe die Reichsordnung. Lothar und Pippin erheben sich und verhaften ihren Vater. Aber Ludwig befreit ihn, einigt sich dann aber doch mit seinen beiden Brüdern gegen den Vater und die intrigante Stiefmutter. Lothar holt den Papst Gregor IV. als Verbündeten ins Frankreich. Auf dem „Lügenfeld“ (Rotfeld) von Kolmar liegen sich die Heere des Kaisers Ludwig des Frommen und seiner drei Söhne gegenüber. Aber die Kriegerleute Ludwigs des Frommen, der Pfaffenwirtschaft am Hofe überdrüssig, gehen in das Lager der Söhne über, der Papst entscheidet sich um

seines Vorteils willen auch für die Söhne. So wird Ludwig der Fromme zum zweiten Mal festgenommen, muß Kirchenbuße tun, seine Gemahlin Judith wird verbannt, ihr Sohn Karl ins Kloster verwiesen. Aber rasch danach wenden sich Ludwig der „Deutsche“ und Pippin gemeinsam gegen Lothar. Schon im Erliegen bietet Lothar den sächsischen Bauern an, „sie sollten die alten Freiheiten wieder genießen, die sie gehabt hätten, als sie noch Heiden waren.“ Sofort erhoben sich die Bauern Niedersachsens wieder, verbrannten die Klöster und nahmen ihr Land zurück. Das war der „Stellinga“-Aufstand.

Mitten in einem wirren Bürgerkrieg stirbt Ludwig der Fromme 840. — Jetzt einigen sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle von Westfranken in den Straßburger Eiden (14. Februar 842), wobei der eine in „Romanzo“, dem spätlateinischen Dialekt Westfrankens, der andere in „Thiutisko“, d. h. Altdeutsch, dem anderen eidlich Beistand schwört. Ludwig erstickt in blutigen Kämpfen die „Stellinga“, in Massenhinrichtungen und Erhängungen wird der germanische Freiheitswille wieder zertreten.

Im Vertrag von Verdun 843 erhält Lothar das große Mittelstück des Reiches. Alles, was westlich davon liegt, bekommt Karl als Westfranken, alles, was östlich davon liegt, bekommt Ludwig der Deutsche als Ostfranken. Aus dem Ostfränkischen Reich — besser gesagt, aus dem Verfall des Ostfränkischen Reiches — hat sich dann das Deutsche Reich entwickelt.

Ludwig der Deutsche (843—876) kämpft gegen die immer mehr zunehmenden Einfälle der Normannen (norwegischer und dänischer Seekönige), die Hamburg zerstören. Im Vertrag von Mersen 870 wird nach Lothars Tod der nördliche Teil von „Lotharingen“ zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen geteilt: Elsaß, Lothringen, das ganze Niederland kommen an das ostfränkische Reich, das nun, abgesehen vom westlichen Flandern, alle germanisch sprechenden Landesteile und dazu noch einen breiten Streifen romanisch sprechender Gebiete umfaßt. Besondere Königreiche entstehen in Niederburgund an der Rhone und in Hochburgund in Südfrankreich. In Italien herrscht Anarchie.

Unter Karl dem Dicken (876—887), seinem unehelichen Neffen Arnulf von Kärnten (887—899), Ludwig dem Kind (899—911) und Konrad I. (911—918) vollziehen sich Zerfall und Auflösung des Frankenreiches.

Im Norden die Normannen, im Osten die kriegerischen Wenden, im Südosten die Ungarn, dazu eine verkommene Geistlichkeit, nur kleine Vasallenheere, verdrossene Landwehr eilig zusammengetrommelter, schlecht bewaffneter Bauern — es ist ein böses Bild, das das sterbende Reich Karls auf germanischem Boden hinterläßt. Was ist aus dem stolzen Germanentum, das einst das mächtige Römerreich überwunden hatte, geworden! Rechtlosigkeit und Auflösung, Gier, Geiz und Gewalttat, dazu Schutzlosigkeit nach außen und Gesetzlosigkeit nach innen — und unter all dem liegt der deutsche Bauer, das eigentliche Volk, verschüttet, und sein Acker droht zum Weideplatz für fremde Völker zu werden.

Es spricht für den vornehmen Charakter und die Klugheit Konrads I., daß er auf seinem frühen Sterbebette seinen Bruder Eberhard und die deutschen Fürsten auffordert, seinen langjährigen Gegner, den Herzog Heinrich von Sachsen, zum König zu wählen. —

IV. ENTSTEHUNG, ENTWICKLUNG UND EINTRITT DES CHRISTENTUMS IN DIE WELT DER GERMANEN.

Kaum eine Frage ist für die Geschichte und Entwicklung eines Volkes so entscheidend, wie die seiner Religion oder eines etwaigen Religionswechsels. Selbst äußerliche Dinge des Lebens können durch die Religion wesentlich beeinflußt werden: im Altertum waren Syrien und Aegypten berühmte Weinländer, Kleinasien war durch seine Schweinezucht bekannt — heute ist der Weinbau in Syrien und Aegypten fast erloschen, weil der Islam den Wein verbietet, und in Kleinasien gibt es fast keine Schweinezucht mehr, weil der Islam das Schwein als unrein ansieht. In Indien hat sich der Seidenbau trotz günstiger Umwelt nie entwickeln können, weil die Hindu-Religion das Töten der Seidenraupe nicht zuläßt.

Noch stärker ist die *s e e l i s c h e* Einwirkung eines Religionswechsels auf die Völker. Ganze Völker der Südsee und Nordamerikas sind zugrunde gegangen, weil sie die Zerstörung ihrer ursprünglichen geistigen Welt durch die Missionare und die Auferlegung fremder Denkformen und Sitten nicht überstanden. Schon wesentliche Veränderungen der Lehre innerhalb der gleichen Religion können den Volkscharakter auf das tiefste umändern. Sprachlich und rassisch gibt es zwischen ihnen kaum Unterschiede — und doch, wie verschieden sind die calvinistischen Niederländer von den römisch-katholischen Flamen. Fragen der Religion und des Glaubenswechsels sind also für die Geschichte eines Volkes keine unwichtigen, sondern stets sehr ernste, oft lebensentscheidende Fragen. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch die Frage der Übernahme des Christentums durch unsere germanischen Vorfahren nach so vielen Jahrtausenden einer eigenständigen religiösen Entwicklung untersucht werden. —

KIRCHLICHE ODER WISSENSCHAFTLICHE BETRACHTUNG?

Jede Religion in der Welt hält sich für die allein richtige — der Unterschied liegt lediglich darin, daß die meisten der alten Volks- und Stammesreligionen sich lediglich als die angestammten und darum allein gültigen Religionen ihres betreffenden Volkes oder Stammes ansehen, während die sogenannten Weltreligionen sich als die allein wahren Gottesoffenbarungen als „Einbruch der göttlichen Wirklichkeit in die Geschichte“, als übergeschichtliche Wahrheiten bezeichnen. Damit sprechen sie den anderen Religionen die Existenzberechtigung ab und machen sie zu Gegenständen der Missionierung. Das tut auch das Christentum in allen seinen Kirchen und Sekten. Infolgedessen verlangen die Kirchen für ihre Lehren „Glauben“, und kirch-

lich gebundene Wissenschaft wird solange es geht, Forschungsergebnisse, die mit diesem Glauben im Widerspruch stehen, fortzuerklären, zu verstecken oder in Zweifel zu ziehen versuchen.

Die ehrliche, voraussetzungslose Wissenschaft weiß, daß Gott bleibt, aber die verschiedenen Religionen und Kirchen vergängliche und unvollständige Ausdrucksformen des Religiösen in der Welt sind. Die Wissenschaft kann, wenn sie nicht unwahr werden will, keiner Religion einen Rang der ausschließlichen Gültigkeit zuerkennen. Sie wird mit dem gleichen Ernst und dem gleichen Verständnis die Religion eines verlorenen Negerstammes oder eines sibirischen Kleinvolkes, eine Hindusekte oder eine christliche Kirche auf ihre Lehre, Gottesvorstellung und Entwicklung untersuchen.

ENTWICKLUNG DES CHRISTENTUMS.

Die Quellen über das Auftreten des Predigers Jesus um das Jahr 30 n. Zw. sind sehr wenig und unzuverlässig. Von den vier Evangelien hat die Wissenschaft von dem zwar schönen, aber ganz ungeschichtlichen, erst um 100 n. Zw. fern von Palästina von unbekanntem, griechisch gebildetem Verfasser (nicht dem „Lieblingsjünger“ Johannes) gedichtetem Evangelium Johannes längst abgesehen. Die drei übrigen Evangelien (Markus, Matthäus und Lukas) werden als „Synoptiker“ bezeichnet, weil sie erkennbar auf gemeinsame Quellen zurückgehen, die man als „Urmarkus“ und „Spruchsammlung“ bezeichnet. Weder der „Urmarkus“ noch die „Spruchsammlung“ sind geschichtliche Berichte, sondern Erbauungsschriften gewesen, in die bereits viele ältere Göttersagen und Legenden, die auf Jesus übertragen wurden, eingeflossen sind. Auf dieser Grundlage entstand um 70 n. Zw. das Markus-Evangelium, zwischen 70 und 90 das Matthäus-Evangelium, noch etwas später das Lukas-Evangelium. Zwischen der Abfassung der Evangelien und den Ereignissen, die sie schildern, liegen also zwischen 40 und 70 Jahren. Dadurch erklären sich ihre zahlreichen Widersprüche untereinander und die Menge von volkläufigen Wundererzählungen. Außer diesen Evangelien gab es noch eine Anzahl anderer, von denen uns nur Bruchstücke oder Erwähnungen erhalten sind, weil die Kirche sie früh abstieß. Außerhalb der Evangelien finden sich nur kurze Hinweise auf Jesus bei den römischen Schriftstellern Tacitus und Suetonius sowie dem jüdischen Schriftsteller Flavius Josephus, die auf Erzählungen von den frühen christlichen Gemeinden zurückgehen — wenn sie nicht später eingeschoben sind. —

Die Wissenschaft hat ferner aus den Berichten der Evangelien als ungeschichtlich alle diejenigen Berichte ausscheiden müssen, die erkennbar Uebertragungen aus älteren Religionen sind. Wenn die ägyptische Gottesmutter Isis das Gotteskind Horus als Jungfrau zur Welt bringt, wenn in gleicher Weise Buddha, Dionysos und Tammuz Jungfrauensöhne sind, so gehört eben auch die Jungfrauengeburt Jesu zu dieser Gruppe religiöser Mythen. Wenn in Bethlehem schon ein Heiligtum lag, wo der Gottessohn Tammuz der alten Kanaaniter geboren war, so erscheint die Geburt Jesu in Bethlehem ebenso mythisch wie vielleicht sogar die Behauptung von seiner Kreuzigung, denn auch die Lehre, daß der Erlösergott am Kreuze stirbt und dann wieder auf-ersteht, ist viel älter als das Christentum. Dazu kommt ferner, daß wir durch die Dokumente aus der Höhle von Ain Feschka am Toten Meer von einer

etwa 50 Jahre vor Jesus entstandenen essenischen (beruhend auf Armut, halbmönchischem Leben und Gerichtserwartung) jüdischen Sekte wissen, die sich bereits „Neuer Bund“ nannte, einen zu Unrecht hingerichteten „Lehrer der Gerechtigkeit“ verehrte und seine Rückkehr zum Gericht erwartete, sogar schon die Dreieinigkeit lehrte. So bleibt verzweifelt wenig von den Evangelien übrig, so daß Forscher (etwa der Deutsche Arthur Drews in seinen Büchern „Das Markus-Evangelium“ und „Die Christusmythe“, der Franzose Dujardin „Le Mystère de Jésus“ u. a.) überhaupt die Geschichtlichkeit Jesu bestritten und ihn für eine ebenso von der religiösen Einbildungskraft geschaffene Göttergestalt wie Mithras, Baldur oder Apollo erklärt haben. —

Dazu kommen unbestreitbare geschichtliche Irrtümer in den Evangelien selber, zumeist darauf beruhend, daß man irgend ein Ereignis erfand, damit diese oder jene Weissagung des Alten Testaments „erfüllt werde“. So hat eine Volkszählung in der Zeit, da Jesus geboren wurde, in Palästina gar nicht stattgefunden. König Herodes war schon im Jahre 4 vor Zw. gestorben, kann also den bethlehemitischen Kindermord — auch ein altes Sagenmotiv — nicht angeordnet haben, sein Sohn Herodes Antipas war kein König. Der Proceß gegen Jesus kann sich so nicht abgespielt haben, da er allen Regeln des jüdischen Rechtes (bei dem Verfahren vor dem hohen Rat) und des römischen Rechtes (bei dem Verfahren vor Pontius Pilatus) widerspricht. So ist es heute nicht mehr möglich, aus den Evangelien ein Leben Jesu darzustellen — zuviel Bausteine müssen dabei als unbrauchbar verworfen werden. Immerhin ist vielleicht noch möglich — wenn man annehmen will, daß ein Prediger Jesus gelebt hat (s. das ausgezeichnete Werk von Heinrich Ackermann „Jesus. Seine Botschaft und deren Aufnahme im Abendland“, Musterschmidt, Göttingen, 1952, mit den neuesten Forschungsergebnissen) — den Kern seiner Lehre, seine „Botschaft“ aus dem Gewirr der märchenhaften und mythischen Zusätze herauszuschälen.

I. PERIODE DES CHRISTENTUMS: DER PREDIGER JESUS.

Ein Prediger Jehoshua, einfacher Herkunft, aramäisch sprechend, aus der am Rande des Judentums stehenden Landschaft Galiläa, geboren zwischen 4 und 2 v. Zw., jüdischen Glaubens, wahrscheinlich auch jüdischen Volkstums (der Beweis nichtjüdischer Abkunft ist oft versucht, nie überzeugend geführt), gerät etwa um sein 30. Lebensjahr in den Kreis frommer Essener um den vielleicht geschichtlichen Johannes den Täufer, nachdem er sich schon vorher mit den jüdischen religiösen Schriften beschäftigt hatte, ohne doch eine Ausbildung als Rabbiner durchgemacht zu haben. Jesus war frommer Jude. Er war kein Christ. Er hat sich auch nie für einen Gott gehalten. Wenn er sich mehrfach als „Menschensohn“ (aramäisch „bar 'enasch“) bezeichnete, so könnte darin höchstens der Anspruch eines von Gott gesandten gesehen werden. Sein Anliegen war die Erwartung des nahe bevorstehenden Gottesreiches, des „Königreiches der Himmel“ — an einen politischen Messias hat er dabei nicht gedacht, sondern an das Weltende und die Herabkunft Gottes, die er wohl noch zu seinen Tagen erwartete. Für ihn ist Gott weniger als bei den Pharisäern der strenge Gott des Gerichtes, sondern „unser Vater in den Himmeln“; obwohl er selber seine Vorstellung für streng jüdisch hielt, zeigt seine Lehre vom Kampf Gottes gegen den Satan, von den

Engeln und vom Sieg des Guten über das Böse besonders stark persische Einflüsse; diese indogermanischen Gedanken haben die Durchsetzung in Europa später erleichtert. Er scheint sich im allgemeinen mit seiner wandernden Lehrtätigkeit auf das jüdische Volk beschränkt zu haben, ohne doch andere, die ihn suchten abzulehnen. Seine Frömmigkeit war keine Gesetzesfrömmigkeit, sondern gehorsames Vertrauen auf Gott und dessen Heilsplan, der alles wohl machen werde; in diesem Sinne war ihm die Verkündigung der hereinbrechenden Gottesherrschaft eine Frohbotschaft. Im Unterschied zu den oft furchtbaren Zügen Jahwes ist ihm Gott der gute Schöpfer, der Vater der Menschen, ohne daß er doch eine Trennung zwischen dieser Gottesvorstellung und Jahwe vollzieht. Er sieht Gott als den zur Endherrschaft „nahenden Gott“ und fordert die Menschen auf, sich ihm in kindlichem Gehorsam zu unterstellen. Dabei scheint er vor allem die oft engherzige Gesetzeserfüllung, wie sie die Pharisäer forderten, als zur „Seligkeit“ bedeutungslos abgelehnt zu haben. Er fordert vielmehr Gesinnungswandel und stellt allgemeine Sittengebote auf, die nur zu verstehen sind, wenn man weiß, daß er mit dem dicht bevorstehenden Ende dieser Welt rechnete. Dann konnte man allerdings durch allen Streit einen Strich machen — die Feinde lieben, dem Beleidiger auch die andere Wange bieten; er hat infolgedessen auf Staat, Beruf, Gesellschaftsordnung nur noch geringen Wert gelegt. Seine Ethik ist „Interimsethik“ (Albert Schweitzer) für die kurze Zeit, bis das Gottesreich hereinbricht, das „kommen wird wie der Dieb in der Nacht“. Geistesleben, Wissenschaft, Kultur mußten angesichts des dicht bevorstehenden Endes ihm wenig bedeutend erscheinen. In einzelnen Dingen geht er über das Judentum hinaus — der „Bruder“ ist ihm nicht nur, wie im Alten Testament, der andere Jude, sondern jeder Mensch. — Seine hochgespannten Forderungen „dem Feinde zu vergeben“, „wohlzutun und mitzuteilen“ konnte er im Eifer gelegentlich selber vergessen, wenn er seine Feinde als „Schlangen und Otterngezücht“ (Matth. 23, 33—35, Luk. 10, 13) bezeichnete, die Einwohner der Städte Chorazim, Bethsaida und Kapernaum verfluchte (Mark. 6, 11), gar forderte: „Doch jene meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürgt sie vor mir“ (Lukas 19, 27) — falls nicht auch diese Verse spätere Einschüßel sein sollten — denn in Wirklichkeit ist ja fast bei allen „Herrenworten“ zweifelhaft, ob Jesus sie wirklich gesagt hat. Seine Bekämpfung der Pharisäer, die Volkserregung um ihn, Ruhestörungen, wie die Vertreibung der Geldwechsler (die völlig rechtmäßig die fremden Münzen in die allein im Tempel zulässigen jüdischen Schekel umwechselten) und der Händler mit Opfertieren machte dem fremden Mann ohne Einfluß und Beziehungen in Jerusalem alle herrschenden Gruppen zum Feind, seine Ablehnung des politischen Messiasideals entfremdete ihm das Volk — so war es seinen mächtigen Gegnern leicht, seine Verhaftung, Verurteilung und Hinrichtung durch die römische Besatzungsmacht zu erreichen.

II. PERIODE DES CHRISTENTUMS: GEMEINDETHEOLOGIE.

Uebrig blieb ein kleiner Anhängerkreis, die Urgemeinde der Jesusanhänger in Jerusalem. Sie glaubte, daß der Hingerichtete vom Tode auferstanden sei — offenbar, weil man seinen Körper aus dem Grabe des

Joseph von Arimathia entfernt hatte —, Mitglieder der Urgemeinde wollten Jesus lebendig gesehen haben und verbreiteten die Geschichte, er sei zum Himmel gefahren, wie vor ihm andere Heilbringergötter. Diese „Urgemeinde“ forschte in der „Schrift“, d. h. im Alten Testament, deutete Weissagungen auf Jesus, erfand gläubig immer neue Wundergeschichten, feierte das „Mahl des Herren“ zu seinem Gedächtnis. Hatte Jesus die Herabkunft Gottes zum Gericht angesagt, so verkündete die Urgemeinde die „Wiederkunft“ Jesu — „aus dem Verkünder war der Verkündete geworden“. Diese Urgemeinde glaubte, daß der gekreuzigte Galiläer der verheißene Messias, der Sohn Gottes gewesen sei — Vergöttlichung des Menschen war ja in jener Zeit nicht ungewöhnlich. Aus dieser Urgemeinde stammen die Evangelien — sie sind Gemeindeftheologie, nicht geschichtlicher Bericht. Die Urgemeinde wollte darin aussprechen, was sie glaubte, nicht, was sie wußte. Und sie glaubte, daß Jesus der Sohn Gottes sei und zum Gericht wiederkehren werde — wer dies nicht glaube, sei auf ewig verloren, wer es glaube, dem seien alle Sünden vergeben und er werde erlöst.

III. PERIODE DES CHRISTENTUMS: PAULUS.

Die Urgemeinde war noch eine jüdische Sekte, die an Beschneidung, Sabbath und Speisengeboten festhielt. Sie war Judentum, wenn auch Randjudentum. Der kluge Rabbiner Schaul, ein gebildeter Mann, der griechischen Sprache mächtig, hatte anfänglich die Christen verfolgt. Dann aber trat er selber auf ihre Seite über. Nach der Legende bestimmte ihn dazu eine Vision auf der Reise nach Damaskus. Es scheint auch, als habe ihn Paulus, der die Römer und ihre Herrschaft ablehnte, der Gedanke fasziniert, diese christliche Lehre von ihren jüdischen Aeußerlichkeiten loszulösen, sie in ein griechisches Gewand zu hüllen, sodaß sie den Massen der römischen Untertanen einleuchtete. Diese sollten dann die neue Lehre durchsetzen, die mit ihrer Lobpreisung der Armen und Verurteilung der Reichen ihren Neidinstinkten und ihrem sozialen Ressentiment entsprach — auf diese Weise sollte Jupiter samt allen römischen Göttern vom Kapitol gestürzt und dort durch Jahwe ersetzt werden. Die Rechnung, wenn sie bestand, ging glänzend auf. Das Christentum sollte der strahlendste Sieg des jüdischen Geistes werden, ein „Judentum fürs Volk“, wie es der britische Staatsmann Lord Beaconsfield-Disraeli richtig nannte —.

Paulus wurde der eigentliche Gründer des Christentums. Er ließ den geschichtlichen Jesus — den „Jesus nach dem Fleisch“ — beiseite und predigte Christos, den sündenlosen Messias, der als Richter für alle Menschen wiederkommen werde, um die „Auferstehung der Toten in Christo“ zu bringen. Paulus erst nimmt den Gedanken auf, daß der zürnende Jahwe durch den Tod seines Sohnes versöhnt werden mußte. Obwohl sein Gottesbegriff vom „zürnenden Gott“ hinter Jesu Gottesbegriff zurückfällt, siegt doch Paulus: er verlangt nicht Zutrauen, sondern „für wahr halten“ — wer für wahr hält, daß Gott durch Christi, seines sündlosen Sohnes, Blut versöhnt sei und daß Christus auferstanden und zum Himmel gefahren sei“ und außerdem hält, was Paulus als ethischen Inhalt der Lehre vorschreibt, erlangt die „ewige Seligkeit“. Zugleich legt Paulus mit der Gründung der

Gemeinden die Grundlagen der späteren Kirche. Alle spätere christliche Theologie ist paulinische Theologie.

Paulus ist 67 unter Nero in Rom hingerichtet; seine richtungsweisenden Briefe stammen aus den Jahren zwischen 49 und 66.

WARUM KONNTE DAS CHRISTENTUM SIEGEN?

Längst hatte die Bildungsschicht im römischen Reiche erkannt, daß die meisten Götternamen das Gleiche bedeuteten. Jupiter war wie Zeus, Merkur wird von Tacitus dem Wodan gleichgesetzt, Hera, Juno und Freia sind in der Tat die gleichen Gestalten. Je mehr so die Götter der einzelnen Völker ihre individuelle Verschiedenheit verloren, umso mehr setzte sich, zuerst in bestimmten Mysterien, dann ganz klar bei den Philosophen die Erkenntnis durch, wie sie eine Schrift der Stoiker „Das Weltgebäude“ formulierte: „Es gibt nur einen Gott, aber dieser hat viele Namen.“ Auch die Lehre vom besseren Jenseits findet sich schon bei Seneka, dem Lehrer Kaiser Neros, der sagte: „Dieses vergängliche Zeitleben ist das Vorspiel für jenes bessere und längere Leben. Jener Tag, vor dem dir als dem letzten bangt, ist Geburtstag der Ewigkeit.“

Auch die Nächstenliebe ist in keiner Weise eine Entdeckung des Christentums. — Der gleiche Seneka lehrte: „Wir alle sind Glieder eines großen Körpers. Selbst die Sklaven sollen wir als unsere Mitbrüder ansehen, als unsere Mitsklaven in Anbetracht der gleichen Herrschaft des Schicksals über sie und uns.“

Aber diese Philosophen-Religion erfaßte die Massen nicht. Ihr Gott blieb ein denkerischer Begriff. So entstanden neue Religionen mit philosophischem Einschlag, darunter die Verehrung des Sonnengottes von Emesa in Syrien durch Kaiser Elagabal, die aber die Massen zu wenig ansprach, die fromme und schöne Mithrasreligion, die aber als reine Soldatenreligion den Frauen zu wenig bot. Gerade von der Mithrasreligion übernahm das Christentum viel: am 25. Dezember war schon Mithras geboren, durch Taufe wurde der Gläubige in die Mithras-Gemeinde übernommen, bei einer Messe reichte der Mithraspriester Brot und Wasser, bzw. Wein, ein Liebesmahl zum Gedächtnis an das Mahl, das Mithras vor seiner Himmelfahrt gehalten hatte, vereinte die Frommen. Aber die Mithrasreligion kannte verschiedene Grade der Einweihung, des Aufstieges, sie war aristokratisch.

Das Christentum des Paulus war demokratisch, wandte sich an die Massen, entsprach der dumpfen Erlösungssehnsucht der untersten Schichten, dem Seelentum der nur sprachlich indogermanisierten Unterschicht des Griechentums und Römertums. Das Aussterben der nordischen Führungsschichten Griechenlands und Roms kam ihm zu Nutzen — die philosophischen Köpfe wurden immer seltener, die seine Widersprüche kritisieren konnten. Dazu waren die christlichen Gemeinden zuerst offen kommunistisch, pflegten später eine große Wohltätigkeit unter einander — das fehlte im römischen Reiche ganz. Das frühe Christentum war die erste praktische große Sozialbewegung — das half ihm zum Siege.

IV. PERIODE DES CHRISTENTUMS: DIE AUFSTIEGENDE KIRCHE

Die paulinische Kirche, immer mehr vom Judentum losgelöst, das sich seit der Erstürmung von Jerusalem durch Titus (70 n. Zw.) auf sich zurückzog, war bis ins 4. Jahrhundert wesentlich griechische Kirche, ihre heiligen Schriften waren griechisch, selbst in Rom wurde das Taufbekenntnis griechisch gesprochen. Erst seit Kaiser Markus Aurelius (161—180) setzte sich das Christentum auch in der lateinischen Reichshälfte durch — vor allem in der Provinz Afrika, woher auch die bedeutendsten Kirchenlehrer (Tertullian, Cyprian, Lactantius, Minucius Felix, Augustinus) stammen. Hatte in der griechischen Reichshälfte das Christentum vor allem die Philosophie ingrimmig niedergekämpft, so baute es bei den rechtsgewaltigen Römern das Meisterwerk der Kirchenorganisation. Die Feindschaft der ungebildeten christlichen Massen gegen die Wissenschaft kennzeichnet gut der Philosoph Kelsos: „Einige Christen wollen nicht einmal Rechenschaft ablegen von dem, was sie glauben; sie halten sich an die Parole ‚Prüfe nicht, sondern glaube!‘ und ‚Dein Glaube wird dich erretten‘ und ‚ein Uebel ist die Weisheit in der Welt, ein Gutes aber die Torheit‘ und ‚untersuche nicht.‘“. In der römischen Reichshälfte entstand das Buch „De civitate Dei“ (Vom Gottesstaat) des gewaltigen Augustin, der das Gottesreich, für das die Kirche kämpft, dem Teufelsreich der „Welt“ gegenüber stellt.

Wie nicht anders zu erwarten, übernahm das Christentum viel von den religiösen Vorstellungen seiner rasch zunehmenden Anhängerschaft: Die Vielgötterei und Heroenverehrung lebt im Heiligenkult, der Totenkult in der Reliquienverehrung fort. Die Teufel, Dämonen, HölLEN, Reinigungen aus den griechischen Mysterien, die Messe der Mithrasanhänger, alles wurde übernommen —. Versuche des römischen Staates, diese unduldsame junge Religion zu unterdrücken (zuerst unter Kaiser Trajan, 98—117. dann nach kleineren zusammenhanglosen Bekämpfungsversuchen in der großen Christenverfolgung 303—311 unter Kaiser Diokletian), die sogenannten „Christenverfolgungen“ scheiterten, weil der Römische Staat dem Christentum keine bessere Religion entgegenstellen und nach dem Verfall der alten Religionen das religiöse Bedürfnis nicht befriedigen konnte. Mit Kaiser Konstantin (324—337) siegt dann das Christentum und wird Staatsreligion. Es beginnt sofort seinerseits die Verfolgung des „Heidentums“. —

ARIUS UND ATHANASIUS DIE ERSTEN GERMANENBEKEHRUNGEN.

Die Kirche entwickelte eine feste Organisation: drei Patriarchen (Alexandria, Rom, Antiochia), Metropolen (später Erzbischöfe) an der Spitze der Provinzen, Bischöfen in den Städten (auf dem Reichskonzil zu Nikäa 325 angenommen). Bald darauf wurden die Bischöfe von Konstantinopel und Jerusalem als Patriarchen anerkannt. Von einem Vorrang des Bischofs von Rom war noch lange nicht die Rede. Die orthodoxen Kirchen und die meisten orientalischen Kirchen erkennen ihn auch heute nicht an. Das Wort „Du bist Petrus, und auf diesem Fels will ich meine Kirche erbauen und die Pforten der HölLE sollen sie nicht überwinden“ (Matth. 16, 17) werden als späte Einschiebung angesehen, dagegen scheint die lange bestrittene Behauptung, daß Petrus die römische Christengemeinde gegründet und

ihr Bischof gewesen, auch dort den Märtyrertod erlitten habe, nach der Auffindung des „Petrusgrabes“ unter dem Vatikan heute recht wahrscheinlich. Daß der Bischof von Rom als Papst über allen Bischöfen stehe und Stellvertreter Christi sei, ist erst von Papst Victor (189—198) und Calixt I (217—222) beansprucht, aber noch jahrhundertlang von den übrigen Bischöfen erbittert bekämpft worden. Damit begann der Kampf zwischen dem „Kuralismus“ und dem „Episkopalismus“ in der Kirche darüber, ob die letzte Entscheidung über Lehrfragen bei der Gesamtheit der Bischöfe oder beim Papst liegen soll. Erst die spätere cluniazensische Bewegung bringt den Umschwung zum Sieg des Kuralismus — erst die Neuzeit seinen Sieg.

Ein zweiter Konflikt erhob sich um die Natur Christi. Der Priester Arius aus Alexandria (gest. 336) lehrte, daß Christus kein Gott, sondern nur ein gottähnlicher Mensch gewesen sei, bestritt also die Dreieinigkeit und sah in Christus nur einen von Gott geleiteten Lehrer. Athanasius (295—337), Bischof von Alexandrien, dagegen lehrte, daß Christus wahrhaftiger Gott gewesen sei, der eine menschliche Natur nur angenommen habe. Noch über ihn hinaus gingen die Monophysiten, die lehrten, daß Christus nur Gott gewesen sei, und seine menschliche Natur in der göttlichen aufgegangen sei, wie „ein Tropfen Milch im Ozean“ — sie leben in den Kopten Aegyptens, der Aethiopischen Kirche und den Jakobiten in Syrien fort.

Die Athanasier nahmen also eine Mittelstellung ein, indem sie lehrten, daß Christus zugleich Gott und wahrhaftiger Mensch gewesen sei. Zwischen Athanasiern und Arianern ist heftig gerungen worden: Das Konzil von Nikäa hatte sich für Athanasius erklärt, Kaiser Konstantin (353—361) war dann wieder eifriger Arianer, ebenso Kaiser Valens (364—378), erst mit Theodosius d. Gr. (379—395) siegte das Bekenntnis des Athanasius, das der heutigen römisch-katholischen Kirche und den verschiedenen protestantischen Kirchen zu Grunde liegt.

Mehrere Germanenstämme wurden Arianer, weil sie gerade vom Römischen Reich beeinflußt, bzw. beherrscht waren, als dort das arianische Bekenntnis herrschte. Wulfilas, ein Halbgothe, brachte den Goten am Schwarzen Meer 341 das Christentum und übersetzte die Bibel ins Gotische (Codex Aureus von Upsala). Als 376 Massen von Goten in das Oströmische Reich vor den Hunnen flohen, stellte ihnen Kaiser Valens als Bedingung seines Schutzes die Annahme des Arianismus. Auch die Wandalen haben nicht freiwillig, sondern 337 auf römischen Boden übergetreten, den Arianismus angenommen. Als dann die Richtung des Athanasius im Römischen Reiche siegte, wurden diese Germanen wegen ihres Arianismus als „Ketzler“ angefeindet. Das wurde ein Grund für den Untergang der Ostgoten und Vandalen (533); die Westgoten unter König Rekkared traten 586 zur katholischen Kirche über. Fast alles Schrifttum der Arianer wurde ausgerottet. Ebenso wurde eine sehr duldsame, an ganz alte Ueberlieferungen des frühen Lichtglaubens anknüpfende Mission der vom römischen Bischof unabhängigen Kirche Irlands und Schottlands vernichtet. —

V. DIE SACHSENHERRSCHER.

Die Unfähigkeit der letzten Karolinger hat das Land in arge Bedrängnis gebracht: Lothringen losgelöst — Slawen und Wenden über Saale und Elbe hinaus und den Main entlang tief im deutschen Land — die Ostmark Kaiser Karls verloren — und seit 900 dringen in immer neuen Schwärmen die Ungarn zu wilden Raubzügen oft bis nach Westfranken vor! Das Königtum ist zu schwach, ihnen zu wehren, wie es auch zu schwach ist, die Ordnung des Reiches nach innen zu sichern. Dadurch werden die alten Stammesherzogtümer wieder zu eigenmächtigerer Politik gedrängt. Durch diese Entwicklung droht den geistlichen Mächten der Regierungseinfluß aus den Händen zu gleiten und so sind es gerade die kirchlichen Vertreter, die das Königtum zu stärken versuchen. Schon Ludwig das Kind (900—911) hat unter der Vormundschaft des mächtigen Bischofs Hatto von Mainz gestanden. Als Ludwig stirbt, vermeidet es der Bischof um kirchlicher Vorteile willen, die freigewordene ostfränkische Krone überlieferungsgemäß dem westfränkischen König anzubieten. Statt dessen setzt er die Wahl des Frankenherzogs Konrad zum König durch, womit er — ungewollt — die Verselbständigung der ostfränkischen Krone herbeiführt. Die Uebersendung der Reichsinsignien nach Konrads Tod an den Sachsenherzog Heinrich, unter Umgehung der westfränkischen Erbensprüche, führt schließlich zur Geburtsstunde eines unabhängigen Deutschen Reiches. So steht König Heinrich I., in zweiter Ehe mit Mathilde aus dem alten Geschlecht des Sachsenhelden Wittekind vermählt, an der Schwelle der eigentlich deutschen Geschichte, und es will uns bedeutungsvoll scheinen, daß mit ihm derjenige die Führung übernimmt, der ob seiner Aufsässigkeit gegen die Christianisierung von den Karolingern und der Kirche so erbarmungslos niedergeworfen worden war und durch die erlittenen Verluste zum Untergang bestimmt schien: der Stamm der Sachsen.

* * *

Heinrich I. (919—936) wird von Sachsen und Franken in Fritzlar zum König gewählt. Als ihm der Erzbischof von Mainz Salbung und Krönung anträgt, lehnt er diese mit ehrerbietigen Worten ab. Er ist — was er verschweigt — nicht gesonnen, eine Einmischung der Geistlichkeit in die Angelegenheiten des Staates zu dulden. Zudem will dieser kluge und nüchterne Mann, der Sachsen, Thüringer und Franken hinter sich weiß, vermeiden, sich in einen zu schroffen Gegensatz zu den Schwaben und Bayern drängen zu lassen. Vielmehr schließt er mit ihnen Verträge ab, durch die seine Stellung anerkannt wird, zugleich aber deren Stammesrechte weitgehend gewahrt bleiben. Arnulf von Bayern gar erhält das Recht, in seinem Lande die Bischöfe zu ernennen. Dieserart wird der innere Friede zwischen den

Stämmen gesichert und Heinrich als Erster unter Gleichen anerkannt. Die Macht legt Heinrich wieder zielbewußt in weltliche Hand. Lothringen, das sich bereits dem Westfränkischen Reich angeschlossen hatte, gewinnt er zurück und bindet es an sich, indem er den Herzog zu seinem Schwiegersohn macht.

Nun kann der König an die Sicherung — erstmal Sachsens — nach Osten gehen. Um Zeit zu gewinnen, schließt er mit den räuberischen Ungarn einen Waffenstillstand und geht nun mit Umsicht und Tatkraft, immer das Nächstliegende zuerst tuend, an die Anlage von festen Plätzen: er baut Burgen, umhegt Pfalzen, Bischofssitze und Klöster durch Mauern, stellt aus Adelsbauern und Gefolgsleuten ein Reiterheer auf, das er mit Panzern und Waffen versieht und in inermüddlicher Arbeit gefechtsmäßig zur Begegnung mit den Ungarn ausbildet. Jeder Neunte seiner ländlichen Dienstmannen muß in den Burgen Dienst tun, die anderen übernehmen dessen Feldarbeit, unterhalten die „Bürger“ und stellen den Burgvorrat, denn bei einem Ungarneinfall sollen die Burgen gerüstet sein, um der Bevölkerung von weit und breit eine Zufluchtsstätte zu sein. Sein Reiterheer erprobt der König in den Kämpfen gegen die aufständischen Slawen, die seit je die Sachsen bedrängt haben: 928 Zug gegen die Heveller, deren Bollwerk er erobert und dort die Stadt Brandenburg gründet; Zug gegen die Daleminzier; 929 Befriedung des gewonnenen Vorlandes an Elbe und Saale; daraufhin zusammen mit Arnulf von Bayern Zug nach Böhmen bis nach Prag — Böhmen wird tributpflichtig und anerkennt des Königs Oberhoheit.

Ueberzeugt, gut gerüstet zu sein, kündigt Heinrich 932 den Frieden und verweigert den Ungarn weitere Zahlungen. Diese fallen daraufhin in Sachsen ein, sich Tribut und Rache zu holen, vergeblich, denn die Burgwarden trotzen ihnen. Heinrich stellt sie 933 mit seinem wohlgeübten Heer und nach kluger Taktik: Bei Riade an der Unstrut werden sie geworfen und nach blutiger Schlacht zur Umkehr gezwungen. Der Ungarnschrecken ist gebrochen.

Heinrich steht auf der Höhe seines Lebens. Die Däneneinfälle wehrt er 934 durch einen Kriegszug ab, zwingt König Knuba zum Lehnseid und errichtet zwischen Eider und Schlei eine Grenzmark, das spätere Schleswig. Als er 936 auf der Pfalz Bodfeld einen Schlaganfall erleidet, beruft er seine Fürsten nach Erfurt und läßt dort seinen Sohn Otto zum Nachfolger wählen. Dann stirbt der 60jährige Mann, Gründer des Ersten Deutschen Reiches, der bodenständig, mit behutsamer Kraft und wenn nötig mit Härte, den festen Grund gelegt hat, auf dem sein Sohn dann den gewaltigen Machtbau errichten konnte.

* * *

24 Jahre ist Otto I. alt, als er 936 in der Kaiserpfalz Aachen zum König gekrönt wird. Die Erzbischöfe von Mainz und von Köln überreichen ihm die königlichen Insignien, die Herzöge schwören ihm durch Handschlag Treue und beim Königsmahl versehen sie zum Zeichen ihrer freiwilligen Unterordnung die Erzämter.

Doch ist diese Eintracht nicht von langer Dauer. Des Königs Sinn steht nach Hohem und so fordert er von den Herzögen unbedingte Unterordnung unter das Königsamt. Schon flammt der Aufruhr der Herzöge, des Mainzer

Bischofs und gar seiner Brüder auf. Solche Gelegenheiten lassen die Feinde nicht ungenutzt: Im Osten erheben sich die mühsam unterworfenen Slawen, im Westen unternimmt der weströmische König Einfälle ins Elsaß. Otto packt hart zu. Mit Hilfe einiger Getreuer gelingt es ihm, nach schweren und wechselvollen Kämpfen den Aufstand niederzuwerfen. Durch einen Kriegszug bis zur Seine verhindert er den Anschluß Lothringens an Frankreich. Schließlich vermählt er seine zweite Schwester dem harten Widersacher des französischen Königs, Hugo dem Großen, und 942 gelingt ein Friedensschluß, in dem Frankreich endgültig auf Lothringen verzichtet.

Otto erkennt aus den Geschehnissen, daß es zur Durchführung einer unternehmungsfreudigeren Reichspolitik unerläßlich ist, die Stammeskräfte stärker ans Königshaus zu binden. Er erhebt seine eigenen Verwandten zu Stammesherzögen, in der Annahme, dadurch den inneren Frieden zu gewährleisten. Doch Schwaben und Lothringen empören sich erneut. Nun beschließt der König, die Reichsverwaltung auf ganz neue Stützen zu stellen: auf die Geistlichkeit.

Er macht bewährte Gefolgsleute zu Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, übergibt ihnen aus seinen Krongütern großen Landbesitz als Lehen und überträgt ihnen die Grafenrechte. Da die Geistlichkeit ehelos ist, bleibt die Neubesetzung freiwerdender Stellen in des Königs Hand, und durch seine Gegensätzlichkeit zu den weltlichen Herren bleibt der geistliche Fürstenstand besonders eng ans Königshaus angewiesen. Nicht die kirchliche Wahl macht nunmehr den Geistlichen zum Bischof, sondern die Investitur durch den König. Vielversprechende Ansätze zu einer Deutschen Reichskirche scheinen aufzukeimen.

Während die Niederrichtung der aufständischen Herzöge den König noch in Atem hält, entbrennt aufs neue der Slawenkrieg. Zugleich fallen die Ungarn erneut ins Land und dringen mit angeblich 100.000 Mann donauaufwärts nach Schwaben, belagern Augsburg. Bei Regensburg sammelt Otto ein Heer aus allen deutschen Stämmen, zieht eilig gegen die Ungarn, vermag sie zu stellen, schneidet ihnen den Rückweg ab und treibt sie im August 955 mit seinen schweren Reitern in blutiger Schlacht in den Lech. Das feindliche Heer geht nahezu völlig zugrunde, die Ungarngefahr ist endgültig gebannt. Es ist dies die erste gemeinsame Großtat der Deutschen. Otto richtet nunmehr die zerstörte Ostmark wieder auf, Bayern und Franken ziehen dort als Siedler ins Land.

Die aufständischen Slawenstämme jenseits von Elbe und Saale wirft Otto nieder und setzt an der Mittel- und Unterelbe den niedersächsischen Adligen Gero und zwischen Unterelbe und Ostsee den Bauern Hermann Billung zu Markgrafen ein. Beide tragen Kolonisation und Ordnung weiter nach Osten bis zur Oder der eine, bis zum Stettiner Haff der andere. Der Böhmenherzog und selbst der wikingische Polenherzog Dago anerkennen die deutsche Lehnshoheit. In Magdeburg gründet Otto ein eigenes sächsisches Erzbistum, von dem aus neue Bistümer (Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz, Meißen) nach Osten getragen werden, denen Siedlung, Rodung, Entsumpfung und Bodenbebauung in unermüdlicher Schaffensfreude folgen. Selbst das polnische Bistum Posen unterstellt sich der Oberhoheit Magdeburgs. Doch wird sich bald zeigen, daß diesem segensreichen Ausgriff nach Osten die Stetigkeit fehlt: die Mittellage des Reiches, sein politisches Schwergewicht und die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Papsttum zwingen den Herrschern immer wieder neue, kurzfristige Aufgaben auf.

961 drängt sich Italien neuerlich in den Gesichtskreis des Königs, diesmal in schicksalsvollerer Weise als vor zehn Jahren: Schon damals war das deutsche Königtum über den sächsisch-fränkischen Bereich hinaus längst in die Rolle eines europäischen Vermittlers gewachsen, und so wie Otto 950 in Frankreich einzuschreiten und das französische Königtum zu retten gerufen worden war, so hatte ihn 951 Adelheid von Burgund — seine spätere Gemahlin — um Hilfe angerufen. Er war kurzentschlossen nach Norditalien gezogen, hatte Berengar von Ivrea, den Widersacher Adelheids, besiegt, hatte ihm aber, da dieser ihm huldigte, seine lombardische Krone belassen. Nur die östliche Hälfte der Lombardei, bis Trient und Verona, gab er seinem Bruder Heinrich, dem Herzog von Bayern. — Jetzt aber, 961, ruft der Papst in Rom um des Königs Hilfe gegen eben jenen Berengar.

Wir brauchen kaum anzunehmen, daß der König gezögert habe, ob er dem Ruf folgen solle. Aus folgenden Gründen nicht: a) Oberherr der von Otto zu Reichsfürsten gemachten Bischöfe war der Papst — um die Bischöfe in der Hand zu behalten, mußte er auch das Papsttum beherrschen. b) Die Sicherung seiner Ostpolitik hing über die Bistümer und das Erzbistum Magdeburg, das er nur gegen den zähen Widerstand des Papstes hatte gründen können, ebenfalls von seiner Macht über den Papst ab. c) Um ein Übergewicht über Deutschland zu gewinnen, versuchte Frankreich bereits, die Kaiserkrone zu erwerben. Hier galt es zuvorzukommen. d) Die aus seinem lombardischen Kriegszug gegen Berengar an Bayern übergebenen Gebiete drohten sich zu einem bayrisch-langobardischen Kaiserreich auszuweiten und die Einheit des Reiches zu sprengen. e) Es galt Berengar zur Botmäßigkeit zu zwingen, gegen den er bereits 956 seinen Sohn Liudolf hatte aussenden müssen.

Um den Papst zu beherrschen, war die römische Kaiserwürde unerläßlich. Voraussetzung dazu aber war der Besitz Italiens. Durch den Besitz Italiens lösten sich seine lombardischen Pläne von selbst. So nahm denn der tatensreudige, vorausplanende König kraftvoll die neue Unternehmung in seine starke Hand.

Man sollte zurückhaltend sein in der nachträglichen Bewertung geschichtlicher Ereignisse. Schon fünfzehn Jahre nach einem Geschehen sind irrtige Deutungen häufig — wie erst nach tausend Jahren! Zur Italienpolitik Ottos I. ist zu sagen: Notwendigkeit und Möglichkeit wiesen ihm den Weg. Da er zu dessen Meisterung die Voraussetzungen in sich vereinte, war er ihn zu beschreiten berechtigt. Daß die Italienzüge für das Reich eine übermäßige Belastung und Quelle qualvollen Unheils wurden, stellte sich erst später heraus und darf Otto I. ebensowenig angelastet werden wie die Tatsache, daß seine nicht dazu befähigten Nachfolger den gleichen Weg wie er gingen und namenloses Elend ernteten. Das geniale Werk ist immer die Schöpfungstat eines Einzelnen, was in der ferneren Entwicklung daraus wird, ist nicht mehr seine, sondern Sache derer, die nach ihm kommen.

Anfang Februar 962 trifft Otto I. in Rom ein und läßt sich vom Papst Johann XII. zum Kaiser krönen. Vor der Krönung aber muß der Papst ihm den Treueid leisten, wogegen er der Kirche den Besitz aus früheren Schenkungen bestätigt. Zudem läßt Otto die Römer schwören, nie einen Papst ohne Zustimmung des deutschen Königs zu wählen. So wird der Papst zum ersten Bischof des Reiches, Otto ist Herr über Italien und das Papsttum. Deutschland ist die führende Macht Europas. Die nächsten zehn Jahre halten den Kaiser in Italien fest: Treulosigkeit des doppelzüngigen Papstes, Eigenmächtigkeiten dessen Nachfolgers, Aufstände in der Lombardei, Aufsässigkeit des römischen Adels und der Wunsch, die Verhältnisse in Unteritalien zu regeln.

Neben den Resten der oströmischen Herrschaft in Apulien und Kalabrien bestanden in Süditalien die langobardischen Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno, die

sich gegenseitig befehdend, von Byzanz her bedroht wurden, wo man eine Wiederherstellung der früheren Herrschaft plante. Sie unterstellten sich der Oberhoheit des deutschen Kaisers, der erfolgreich zu ihrem Schutze eingreift.

Nach vielen Kämpfen und langen Verhandlungen kam 972 ein Vertrag mit dem oströmischen Kaiser zustande, der die Kaiserwürde Ottos anerkannte und den derzeitigen Besitzstand bestätigte. Als Unterpfand der Freundschaft wurde die byzantinische Prinzessin Theophanu dem jungen, 967 gekrönten Mitkaiser Otto II., vermählt.

Im Besitze dieses Erfolges kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück und nach Abhaltung eines glanzvollen Reichstages zu Quedlinburg stirbt 973 dieser ruhmvolle Herrscher, den die Geschichte als einzigen deutschen Kaiser „den Großen“ nennt. In dem von ihm erbauten Dom zu Magdeburg wird er bestattet, Symbol dafür, wie sehr ihm Kaisertum und Ostgewinnung eins waren. „Was er tat, wird in Segen oder Fluch Jahrhundertwerk“, sagt der Historiker R. Suchenwirth.

* * *

Als Otto I. fast zehn Jahre lang in Italien gewelt, hatte sich weder in Deutschland noch in den Grenzmarken auch nur eine Hand gegen ihn erhoben. Das wird nun anders. Kaum hat der 18jährige Otto II. (973—983) den Thron bestiegen, wird er in innere Fehden verwickelt, vor allem in Bayern. Doch gelingt es ihm, den aufsässigen Heinrich den Zänker zu besiegen, er nimmt ihm Bayern ab und teilt es Otto von Schwaben zu, während er Kärnten, Steiermark, Krain und Verona als eigenständiges Herzogtum den Babenbergern überträgt. Damit wird der Grund für die Eigenentwicklung Oesterreichs gelegt. Auch Lothringen zerteilt er in einen oberen und einen unteren Teil. Zu gleicher Zeit erheben sich im Osten die Böhmen und Polen, während im Westen der König von Frankreich Aachen überfällt, um Lothringen an sich zu reißen. Es gelingt Otto II. zwar, den Franzosen bis nach Paris zurückzuwerfen, doch statt im Osten Ordnung zu schaffen, wendet er sich nun nach Italien, wohin ihn der Papst zu Hilfe ruft. Es gelingt ihm leicht, in Rom Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Nun aber wendet er sich nach Süditalien, um sich das ihm im Kaiserabkommen von Byzanz zugesprochene Erbe Theophanus zu holen. Doch bei Cotrone an der Ostküste Kalabriens wird sein Heer 982 durch einen heimtückischen Ueberfall der Sarazenen vernichtet. In Rom rüstet Otto zu einem neuen Kriegszug nach Sizilien, da trifft ihn furchtbare Kunde: Die deutschen Ostmarken sind in Flammen aufgegangen! An Elbe und Saale sind die Slawen aufgestanden, die Bischofssitze Havelberg und Brandenburg wurden erstürmt, die Abodriten überfielen Hamburg und brannten es nieder, die Böhmen plünderten Zeitz, die Dänen brachen gegen die Elbe vor. Nun müßte Otto wohl nach Norden eilen, um die Aufständischen niederzuwerfen, doch beharrt er auf seinen südlichen Plänen und reitet gegen die Araber. So bricht das stolze Ostwerk Ottos I. zusammen. Bald darauf — 983 — stirbt der hochbegabte, aber unklare Kaiser Otto II. in Rom, erst 28 Jahre alt.

* * *

Nun hält in Deutschland Heinrich der Zänker seine Stunde für gekommen. Er bemächtigt sich des dreijährigen, soeben in Aachen gekrönten Ottos III., des einzigen Sohnes des verstorbenen Kaisers. Im Einverständnis mit dem nach Lothringen schielenden Frankreich streckt er seine Hand nach der Königskrone aus. Und wieder bewährt sich das Werk Ottos des Großen: die geistlichen Würdenträger halten zur Krone und rufen die Kaiserin Theophanu und die Kaiserinnmutter aus Italien zurück, die nun die Zügel in die Hand nehmen. 994 schließlich übernimmt der vierzehnjährige Otto III. die Regierung. Vieles auf seinem tragischen Lebensweg ist bereits vorgezeichnet durch das Blutsgemisch seines sächsischen Vaters mit seiner byzantinischen Mutter sowie durch seine kirchlich-romanische Erziehung. In religiöser Schwärmerei wallfahrt er im Jahre 1000 nach Genesen zum Grabe des von ihm verehrten tschechischen Bischofs von Prag und gründet dort ein selbständiges polnisches Erzbistum, durch welche verhängnisvolle Entscheidung Polen dem deutschen Einfluß von Magdeburg entzogen wird. 1001 duldet er auch die Gründung des ungarischen Erzbistums Gran, wodurch auch Ungarn dem deutschen Einfluß — von Salzburg aus — entzogen wird. 996 zieht er nach Rom, wohin die Römer ihn nach dem Ableben des Papstes zur Einsetzung eines neuen Oberhirten bitten. Dort erhebt er mit Gregor V. den ersten Deutschen auf den Stuhl Petri, der ihn im gleichen Jahr zum Kaiser krönt, doch bald stirbt. Mit dem nächsten von ihm eingesetzten Papst Sylvester II. träumt Otto III. davon, Rom zum Mittelpunkt gemeinsamer Weltherrschaft, des Reiches Gottes auf Erden, zu machen. Doch die deutsche Hochkirche lehnt den Zentralismus Sylvesters ab, die deutsche Hilfe für den Kaiser wird schwächer. Als sich Rom gar gegen ihn empört, muß er weichen. In der Burg Paterno, nahe Rom, ruft ihn im Jahre 1002 der Tod ab. Der jenseitig gerichtete, von weltweiten Plänen träumende Jüngling zerbrach an der Härte der Wirklichkeit. So hoch Otto III. auch menschlich stand, dem Zuge seines Herzens nach war er kein Deutscher mehr, so wundervoll seine Begabung auch war, als Kaiser war er in seinem weltfremden Fanatismus ein Unglück. Mit ihm erlischt der Mannesstamm des Großen Otto.

* * *

Bei der Königswahl entscheidet man sich für Heinrich von Bayern, den Sohn des Zänkers. Diesem gelingt es, manche der Rückschläge der vergangenen Jahre wieder auszuglätten. Er sorgt für den inneren Frieden, bindet die Friesen fester ans Reich, befriedet Lothringen. Erfolgreich verbündet er sich mit Rußland und Ungarn gegen Polen, so die Elbgränze sichernd und polnische Gelüste in Böhmen vereitelnd. Dreimal zieht er nach Italien, nachdem er die Ordnung im Reich hergestellt hat, holt sich die Kaiserkrone und festigt die Lage im mittleren und nördlichen Italien. Als Heinrich II. im Jahre 1024 stirbt, ist durch sein umsichtiges und auf das Naheliegende gerichtete Vorgehen die Königsgewalt wieder gestärkt und sind die Voraussetzungen für einen neuerlichen Aufstieg geschaffen. Mit ihm endet das stolze Haus der sächsischen Ludolfinger.

VI. DAS KAISERHAUS DER SALIER

Nach dem Tode des erbelosen Heinrich II. wird Konrad II. (1024—1039) aus dem Geschlecht der Salier (Franken) und mit dem sächsischen Herrscherhause verwandt, zum König gewählt. Wiewohl selbst fast ohne Besitz, kann er auf dem tragfähigen Grunde aufbauen, den sein Vorgänger ihm hinterlassen hat und sein Augenmerk darauf richten, eigenen Besitz zu erwerben. Der verstorbene Heinrich II. war zugleich Neffe des Königs Rudolf von Burgund und von diesem zu seinem Nachfolger bestimmt worden. Konrad II., dessen Gemahlin eine Schwester Heinrichs ist, macht nunmehr seine Ansprüche auf Burgund geltend. Andere Anwärter, vornehmlich Herzog Ernst von Schwaben, empören sich darob gegen ihn, doch vermag Konrad sie zu schlagen und sich durchzusetzen. Um durch den Besitz Italiens Burgund von zwei Seiten zu umklammern und sich zugleich die Kaiserkrone zu holen, zieht er 1027 nach Rom. Nunmehr findet sich König Rudolf bereit, dem Kaiser Burgund als Erbe zuzusprechen, das 1033 beim Tode Rudolfs ans Reich fällt. Der Besitz Burgunds bedeutet: Zugang zu den wichtigen Handelsstraßen des Mittelmeeres, die ganze Rhein-Rhônestraße in deutscher Hand. Abriegelung Frankreichs von Italien und der Rhönemündung, Umklammerung der Lombardei von zwei Seiten.

Durch einen Kriegszug nach Ungarn sichert Konrad die Ostmark und Kärnten; ein Feldzug nach Polen — mit der Bundesgenossenschaft der Russen — vereinigt die Lausitz wieder mit Sachsen und erzwingt Anerkennung der deutschen Lehnshoheit; auch Böhmen anerkennt Konrads Lehnshoheit und die Liutizen werden neuerlich unterworfen. Ein Stück Reichsgebiet opfert Konrad, indem er Schleswig an Dänemark gibt, die Freundschaft König Knuts zu gewinnen, dessen Tochter er zugleich seinem Sohn vermählt.

Besondere Bedeutung kommt Konrads umwälzenden inneren Maßnahmen zu: Um die Macht der Fürsten und die überhandnehmende Selbständigkeit der geistlichen Würdenträger zu dämmen, nimmt er sich in besonderem Maße der kleineren Lehnsträger an. In kluger Erkenntnis sich anbahnender sozialer Umschichtungen fördert er in ihnen eine im Aufschwung begriffene Schicht, die es ihm zu danken weiß. Er macht in Anlehnung an die Erblichkeit der großen Lehen nunmehr auch ihre kleinen Lehen erblich, verbessert dieserart ihre wirtschaftliche Lage erheblich und gewinnt eine treue Gefolgschaft. Auch an seine unfreien Dienstleute (Burgleute, Kriegs- und Jagdknechte) gibt er königliche Burgen und Güter als Dienstlehen und schafft sich einen dem König persönlich verpflichteten Dienstadel, die sog. Ministerialen. In gleicher Weise fördert der kluge Mann die Städte, verleiht ihnen Markt- und Münzrechte, die Pfalzen Goslar, Dortmund, Ulm entwickeln sich unter ihm zu königlichen Städten.

Als Konrad 1036 nochmals nach Italien gerufen wird, um in einer Erhebung gegen den Erzbischof von Mailand zu vermitteln, gesteht er auch in der Lombardei den kleinen Vasallen die Erbllichkeit ihrer Lehen zu.

Durch zielbewußte staatsmännische Klugheit erreicht das deutsche Königtum unter Konrads Führung seinen Höhepunkt: ganz Mitteleuropa ist in deutscher Hand, Ostrom schließt ein Bündnis mit dem Reich, die Bedeutung des deutschen Königs für die Belange des Abendlandes hebt das Reich hoch über seine Nachbarn hinaus. Konrad erstrebt nun, die Reichsgewalt zu zentralisieren und in der Person des Königs zu verkörpern. Freiwerdende Herzogtümer überträgt er deswegen seinem Sohn Heinrich (Bayern, Schwaben, Kärnten, Franken), läßt ihn zum König von Burgund krönen und bestimmt ihn zu seinem Nachfolger. So hinterläßt dieser wohl zielbewußteste unserer mittelalterlichen Kaiser, als er 1039, noch nicht 50jährig in Utrecht stirbt, seinem Erben ein an allen Grenzen gesichertes und machtvolles, in sich festgefügttes Reich sowie einen ausgedehnten und tragfähigen eigenen Besitz. In der Kaisergruft des von ihm erbauten Speyerer Doms wird er beigesetzt.

* * *

Inzwischen ist vom Kloster Cluny in Frankreich eine gewichtige geistliche Reformbewegung ausgegangen, die nicht nur weite Kreise des Mönchtums, sondern bald auch die Kirche selbst ergreift. Sie will die Loslösung der Diener Gottes von der „sündigen Welt“ erreichen: Einfachheit, Zucht, Glaubensstrenge, Enthaltbarkeit, Buße, Vertiefung, Kampf gegen die Laieninvestitur (Einsetzung geistlicher Würdenträger durch Laien); Kampf gegen die Simonie (= Aemterkauf; abgeleitet aus der Legende vom Zauberer Simon, der dem Apostel Petrus seine Geisteskräfte habe abkaufen wollen); Kampf für das Zölibat (Ehelosigkeit der Geistlichen). Dieser „entweltlichenenden“ cluniazentischen Reformbewegung wohnt eine mitreißende Kraft inne.

Der Sohn Konrads, Heinrich III. (1039—1056), ein lauterer, feinsinniger und geistlich gebildeter Mann ist diesem Gedanken Clunys leidenschaftlich zugetan. Seine Heirat mit der kirchenfrommen Agnes von Aquitanien bestärkt diese Seite seines Wesens. Aus seiner Ueberzeugung wie auch aus Gründen seiner Machtvollkommenheit ist er bestrebt, sich an die Spitze der cluniazentischen Bewegung zu setzen. So verständlich diese Bestrebung auch sein mag, bewirkt Heinrich durch sie den Sieg Clunys und den steilen Machtaufstieg des Papsttums. Seine begeisterte Hingabe an die Kirchenreform mag seinen Blick für die staatsmännischen Aufgaben eines deutschen Königs verdunkelt haben. So nimmt eine Entwicklung ihren Lauf, die den nachfolgenden deutschen Herrschern bitter zu schaffen machen soll.

Aus seiner Einstellung heraus verzichtet Heinrich auf die Reichsabgaben aus den kirchlichen Besitztümern und damit auf eine Haupteinnahmequelle des Reiches. Auch bricht er mit der zentralistischen Herzogspolitik seines Vaters. Dennoch: Burgund huldigt ihm; eine bedrohliche Entwicklung in Böhmen, wo Bretislaw sich Polen zu unterwerfen plant, schlägt er nieder; das aufsässige Ungarn vermag er sich nach dreimaligen Kriegszügen zu unterstellen.

Als sich bedrohliche Unbotmäßigkeiten geistlicher Herren ereignen, ist Heinrich gezwungen, 1046 nach Rom zu ziehen, um das Zentrum der Widersätzlichkeit neuerlich seiner Gewalt zu unterstellen und es zugleich im Sinne Clunys zu reformieren. Das Papsttum ist zum Wucherobjekt römischer Adliger geworden und völlig korrumpiert. Heinrich setzt kurzerhand die drei um

die Macht feilschenden Päpste ab und erhebt einen Deutschen, Swidger von Bamberg, einen glühenden Anhänger der cluniazentischen Reform, als Clemens II. auf den Stuhl Petri. Von ihm läßt er sich zum Kaiser krönen, übernimmt das Patriziat Roms und läßt sich in dieser Eigenschaft von den Römern das Versprechen ablegen, hinfort nur ihn um ihre Päpste zu bitten. Heinrich steht auf dem Gipfel seiner Macht. Nach dem Tode Clemens' setzt er noch dreimal deutsche Päpste cluniazentischer Richtung ein: Das Papsttum ist fest in deutscher Hand. Die von Heinrich eingesetzten Päpste üben ihr Amt in vorbildlicher Weise aus.

Als besonderer Eiferer ist Papst Leo IX. zu nennen, dessen Subdiakon der bohrende Fanatiker Hildebrand ist. Von Rom aus tragen die beiden die Reform auch nach Frankreich. Nur Deutschland bleibt schwierig und erst vom Kloster Hirsau aus wird durch Sendlinge und Laienbrüder eine wirksame Förderung des cluniazentischen Gedankens erwirkt. Leo IX. tritt als Führer der Christenheit auf und in der Person dieses untadeligen, aktiven Mannes und glänzenden Redners wird der Papst zum erstenmal auch für die Massen des Volkes ein unmittelbares Erlebnis. Auch in Süditalien versucht Leo Fuß zu fassen. Auch hier hilft ihm der Kaiser, indem er ihm Benevent verleiht. In den süditalienischen Wirren gerät der Papst in Gefangenschaft des Normannenfürsten Robert Guiscard. Bald nach seiner Freilassung stirbt er 1054 in Rom.

Im Reich aber entzünden sich zu gleicher Zeit ernste Schwierigkeiten. Lothringen, Sachsen und Bayern sind die Brennpunkte des Widerstandes, der schließlich zu offener Auflehnung aufflammt. Sowohl die weltlichen als auch die geistlichen Herren sind im Zuge der aufwärtsstrebenden Entwicklung des Reiches zu selbstbewußt geworden und haben zu weitgespannte eigensüchtige Interessen gewonnen, als daß sie sich bereitwillig einem Einzelnen an der Spitze zu unterordnen bereit wären. Nur mit knapper Not vermag Heinrich dieser Gärung Herr zu werden. Aber auch an den Grenzen bröckelt es. Die ungarische Frage, zu deren Beilegung der Ungarnkönig Peter den Kaiser angerufen hat, vermag Heinrich dank der Intrigen des abgesetzten bayrischen Herzogs und der päpstlichen Intervention zu keinem guten Ende zu führen. Und als gar der sächsische Heerbann an der Havel von den Wenden aufgerieben wird, bricht Heinrich zusammen. Er erkrankt schwer, vertraut seiner weltentsagenden Gemahlin das Reich und dem Papst sein Söhnchen an, verzeiht wie so oft allen seinen Feinden und stirbt 1056 im Beisein des Papstes, kaum 39 Jahre alt. Vielleicht mag dem lauterem, frommen Mann in den letzten Stunden bewußt worden sein, daß die Grundsätze, nach denen das Reich regiert werden mußte, andere sind als die Wege eines Frommen zu Gott.

* * *

Des Kaisers Nachfolger ist erst sechs Jahre alt. Aergeres konnte unter den herrschenden Umständen der Reichsgewalt kaum widerfahren. Wenngleich auch der Papst das Kind als Heinrich IV. zum König krönt, wird dennoch die Reichsgewalt zum Spielball von Herzögen und Kirchenfürsten. Die Kaiserinwitwe Agnes ist den emporwuchernden Kräften nicht gewachsen, nimmt schließlich den Nonnenschleier und geht nach Rom, wo sie später dem „Weibersent“ um den neuen Papst Gregor angehört. Erzbischof Anno von Köln aber entführt das Königskind, nachdem er zuvor auf einer Reichsversammlung durchgesetzt hat, daß derjenige Verwalter der Krone sei, auf des-

sen Gebiet der König sich gerade aufhalte. Als Fünfzehnjähriger wird Heinrich mündig erklärt und übernimmt die Regierung.

Im Innern des Reiches sieht sich Heinrich IV. (1065—1106) den gleichen Widerständen gegenüber, deren bereits sein Vater nur mit knapper Mühe Herr geworden war. Heinrich ist bemüht, sich einen festen Hofsitze in Goslar, der Stadt des Silberbergbaues, zu schaffen, während bisher die Kaiser von Pfalz zu Pfalz zogen. Er fordert ottonischen Besitz zurück, erwirbt ausgedehnte Güter zur Verpflegung seines Gefolges und baut Burgen, die er mit fränkischen und schwäbischen Ministerialen besetzt. Die Sachsen fühlen sich übergangen und verletzt und 1073 bricht ein erbitterter Aufstand los, dem sich auch Schwaben und Bayern anschließen. Im gleichen Jahre besteigt in Rom der Mann den Stuhl Petri, der zum großen Gegenspieler des Königs bestimmt ist: der Abt Hildebrand — Papst Gregor VII. Wir treten nun in eine Entwicklung ein, die zu den dramatischsten und entscheidungsreichsten unserer Geschichte zählt. Wahrlich, wir kennen wenig Epochen, da sich die gegnerischen Kräfte in zwei Männern solch überragenden Formates gegenüberstehen wie in Heinrich IV. und Gregor VII.

Hildebrand, der eigentliche Lenker der römischen Kirche bereits unter seinen beiden Vorgängern, vereint stürmische Leidenschaft, einen unbeugsamen Willen und Gewaltsamkeit mit kalter Berechnung, mitreißender Herrschergabe und überragender Intelligenz. Die cluniazentischen Reformen, deren verbissener Verfechter er ist, werden in seiner Hand zu politischen Mitteln, denn erstrebenswert ist ihm allein die höchste Krone unumschränkter Macht, und wenn er von der Freiheit der Kirche spricht, meint er die Weltmacht des Papsttums. — Als bedeutungsvolles Vorspiel mag ihm der Todesstoß des byzantinischen (oströmischen) Großreiches erschienen sein, den dieses gerade in Armenien durch die Türken erhält. Sein gewichtigster Gegner aber und das nächste Ziel seines Vorgehens ist der deutsche König, denn es muß Gregor zuerst darum gehen, die deutsche Krone den Geboten des Papstes zu unterwerfen. Hier freiwillig nachzugeben, ist jedoch Heinrich keinen Augenblick gesonnen. Darum ist der Kampf zwischen Papst und König unvermeidlich, selbst wenn keiner der beiden ihn angestrebt hätte. Daß dieser Auseinandersetzung solch bedeutende Herrscherpersönlichkeiten vorstehen, macht sie zu einem Kampf auf Leben und Tod. So hat sich auch, wie dem König hinterbracht wird, Gregor offen ausgesprochen: er wolle entweder selbst sterben oder dem König Seele und Reich nehmen. Der Kampf wird von beiden Seiten mit allen Mitteln der Gewalt aber auch der List und Ranküne geführt.

Der Sachsenaufstand läßt Heinrich IV. vorerst eine Auseinandersetzung mit dem aggressiven Papst hinausschieben. Er muß vor den aufständischen Sachsen fliehen und findet — erstmalig in unserer Geschichte — Schutz und Hilfe bei rheinischen Städten. Und mit städtischem Aufgebot und schwäbischen Ministerialen gelingt es ihm zwei Jahre darauf, das Heer der Sachsen vernichtend zu schlagen. Heinrich ist wieder Herr des Reiches — eine Rücksichtnahme auf den Papst scheint ihm nunmehr überflüssig. Dieser hat inzwischen zum Schlag gegen den König ausgeholt: Schon 1059 war unter Gregors Vorgänger eine Neuregelung der Papstwahl erfolgt. Sie sollte unabhängig von Volk und Adel Roms durch ein Kardinalskollegium stattfinden, der Kaiser wurde bereits nicht mehr erwähnt. Obwohl Gregor selber diese Wahlvorschrift durchbrochen hat, wettert er nur umso lauter gegen Laieninvestitur und Simonie und ruft zur Abkehr von ungehorsamen Geistlichen auf. Jetzt, 1075, erklärt er die Einsetzung geistlicher Würdenträger durch Laien als ungesetzlich (gemeint ist das deutsche Königtum, dessen Macht damit untergraben werden soll), enthebt drei deutsche Bischöfe ihres Amtes

und verhängt über sie, zugleich über fünf Räte des Königs, den Kirchenbann. Das ist die Kriegserklärung an den deutschen König.

Unbekümmert fährt Heinrich jedoch fort, Bischöfe zu ernennen, selbst in Mailand, selbst in Fermo und Spoleto. Zugleich nimmt er Verbindung zu Robert Guiscard auf und es gelingt ihm, diesen von seinem Bündnis mit dem Papst abzubringen. Da erreicht ihn ein päpstliches Schreiben, darin er aufgefordert wird, sich von seinen gebannten Räten zu trennen, sein angeblich unsittlicher Lebenswandel getadelt wird und er schließlich mit Bann und Absetzung bedroht wird. Heinrich nimmt den Handschuh auf, den der Papst ihm hinwirft: Auf Reichstag und Synode zu Worms läßt er am 24. I. 1076 den Papst für abgesetzt erklären und diese Erklärung von vierundzwanzig der achtunddreißig deutschen Bischöfe unterzeichnen. Jubelnd schließen sich die lombardischen Bischöfe in Piacenza an. Ein königlicher Brief mit dem Wormser Beschluß wird den Römern zur Kenntnis gebracht zugleich mit der Aufforderung, den „falschen Mönch Hildebrand“ zur Abdankung zu zwingen. Leider versäumt es der König, diesem Schreiben den Heereszug folgen zu lassen. Die Antwort des Papstes: Auf dem Laterankonzil verhängt er den Bann über Heinrich, enthebt ihn seines Königsamtes und entbindet seine Untertanen von ihrem Treueid.

In diesem historischen Augenblick, da die Fronten abgesteckt sind, erheben sich die deutschen Fürsten gegen ihren königlichen Herrn. In einem Fürstentag zu Tribur fallen die Herzöge von Sachsen, Bayern, Kärnten und Schwaben von Heinrich ab und beschließen, einen Gegenkönig zu wählen, falls es Heinrich binnen Jahresfrist nicht gelingt, sich vom Bann zu lösen. Der Tag zu Tribur, da Treue und Gefolgschaft so schmählich aufgesagt werden, gehört zu den Schandmalen unserer Geschichte. Aufsässiger deutscher Stammespartikularismus und römische Machtgier reichen sich die Hand, nicht zum ersten, und Gott sei's geklagt, auch nicht zum letzten Mal! Heinrichs Gegner fordern den Papst auf, als Schiedsrichter über Krone und Reich nach Augsburg zu kommen, welcher Aufforderung Gregor nur zu gerne nachkommt, spielt sie ihm doch alle Trümpfe in die Hand. Für Heinrich gilt es nun, diesem Schritt zuvorzukommen, denn Augsburg würde bedeuten, die Krone zu verlieren oder sich den Forderungen des Papstes zu unterwerfen. Verzweiflung, Mut und List miteinander verbindend, entschließt sich der König zum Bußgang. Er überquert mit seiner Gemahlin und seinem Söhnchen mitten im Winter 1077 die Alpen und erscheint am 25. Januar vor der Burg Canossa, wohin sich der bereits nach Norden aufgebrochene Gregor auf die Nachricht von Heinrichs Kommen hin zurückgezogen hat. Drei Tage nacheinander erscheint Heinrich „mit bloßen Füßen und in leinernem Gewande“ vor dem Burgtor. So erzwingt er die Lossprechung vom Bann, die dem Papst angesichts des lockenden Triumphes in Deutschland sauer genug wird. Und wenn uns die Demütigung von Canossa auch heute noch die Schamröte ins Gesicht treibt — Heinrich hat erzielt, was er wollte: die Front seiner Gegner ist zersprengt.

Er eilt heim, wo seine Widersacher bereits einen Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, aufgestellt haben. Es kommt zu einem langwierigen Bürgerkrieg. Bauern und Bürger, auch die königlichen Ministerialen und die niedere Geistlichkeit stehen zu Heinrich, bald schließt sich ihm auch die Bevölkerung der

meisten Herzogtümer an. Rudolf der Rebell muß vor Heinrich ausweichen und schließlich nach Sachsen flüchten, wo er auf die Hilfe des Sachsenherzogs Otto von Nordheim angewiesen ist. Das Herzogtum Schwaben aber gibt Heinrich an den getreuen Hohenstauffer Friedrich von Buren. Als Rudolf im Kampf Leben und rechte Hand — die Schwurhand — verliert, wird das allgemein als Gottesurteil angesehen, der Endsieg neigt sich Heinrich zu. Wohl versucht der Papst noch eine Wendung herbeizuführen und bannt Heinrich neuerlich, doch ist die Wirkung nicht mehr die gleiche wie einst. Heinrich läßt Gregor auf drei Synoden absetzen und ernennt Wibert von Ravenna als Clemens III. zum Papst. Als Heinrich die Lage in Deutschland soweit wieder beherrscht, daß er die Führung an Friedrich von Hohenstaufen abtreten kann, hält er die Stunde der Abrechnung für gekommen: Er zieht über die Alpen, erscheint vier Jahre lang nacheinander vor Rom, bis die Stadt sich dem König öffnen muß, erhebt den neuen Papst auf den Stuhl Petri und läßt sich von ihm zum Kaiser krönen. Gregor, der sich in der Engelsburg verborgen hält, wird von den wieder verbündeten Normannen befreit, doch stirbt er bald darauf (1085) in Salerno. Bis zum letzten Atemzug hält der unbezähmbare Greis die päpstlichen Ansprüche auf Weltherrschaft aufrecht. Seit ihm ist der Gegensatz zwischen den deutschen Führungskräften und Rom unüberbrückbar geworden.

Um 1090, nach fast 15jährigem Bürgerkrieg, ist Heinrichs Stellung wieder gefestigt. Nun wird der Kaiser zum segensreichen Hüter des inneren Friedens und unter seiner ordnenden Hand wogt ein breiter Atem von Blüten und Daseinsfreude über Städte und Land. Doch bald hebt die Auflehnung wieder ihr Haupt, geschürt von Papst Urban II. Wieder muß Heinrich nach Rom, die Widersacher zu bändigen. Doch erheben sich diesmal auch die lombardischen Städte wider ihn und sperren ihm den Rückweg nach Norden. Selbst seine zweite Gemahlin Praxedis, Tochter eines russischen Großfürsten, und sein Sohn Konrad, den er bereits zum Kaiser erhoben hat, fallen von ihm ab und gehen ins feindliche Lager über. Fast ganz Italien entgleitet seiner Hand. Und während Urban II., Verfechter der gregorianischen Richtung, zum Kreuzzug aufruft, eine Idee Gregors verwirklichend, muß der Kaiser als weltlicher Lenker der Christenheit abseits stehen. Der Nachfolger-Papst, Paschalis II., belegt Heinrich erneut mit dem Bann. Und als Heinrich plant, einen eigenen Kreuzzug durchzuführen, um so die Entwicklung wieder in die Hand zu bekommen, wird ihm die Lösung aus dem Bann verweigert. Eine neue Verschwörung bricht im Reich aus. Anlaß ist die Weigerung der sächsischen Adligen, dem Kaiser Heeresfolge gegen das aufsässige Polen zu leisten — tiefere Ursache aber wohl die Befürchtung der Großen, Heinrich könnte, gestützt auf die niederen Schichten, ohne sie regieren. Wieder steht der partikularistische Eigennutz höher als das Reich. Selbst des Kaisers zweiter Sohn Heinrich, den er nach Konrads Abfall und Tod zum Erben erhoben hat, erhebt sich gegen den Vater und führt den teuflischen Verrat an. Und Papst Paschalis erlöst ihn prompt von der Sünde des Eidbruches gegen den Vater und segnet ihn. Durch ein schändliches Bubenstück, Versöhnungsbereitschaft heuchelnd, setzt der Sohn seinen Vater gefangen und zwingt ihn, seine Würde an ihn abzutreten. Obwohl es Heinrich IV. gelingt, freizukommen, versagen dem 56jährigen unermüdlichen Kämpfer die Kräfte und er

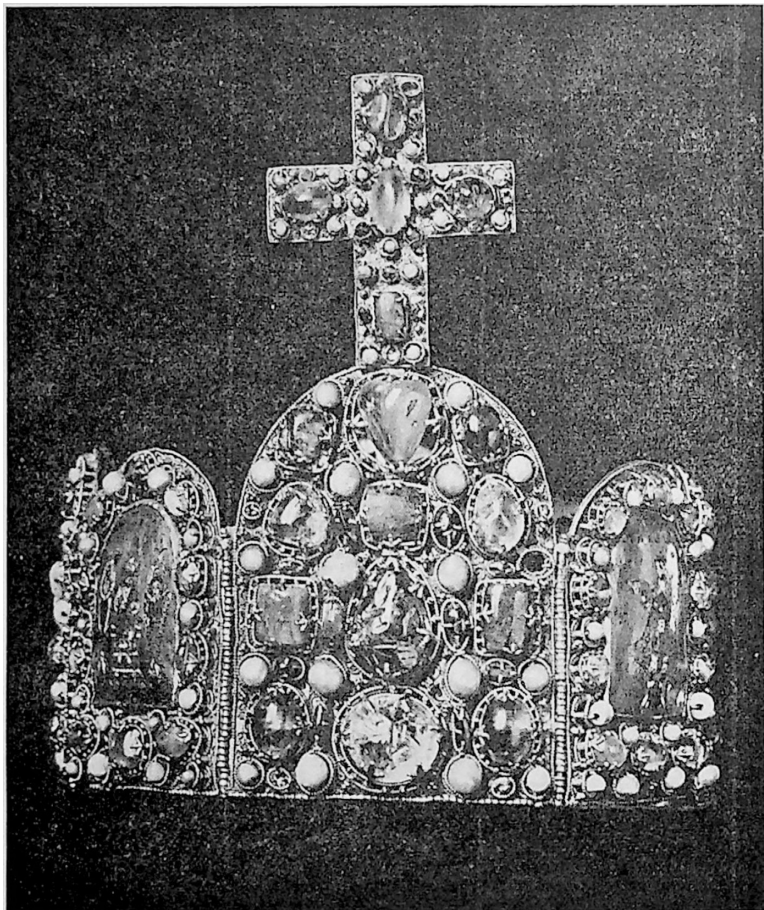
stirbt 1106 in Lüttich. Noch über den Tod hinaus verfolgt ihn der verbissene Haß seiner kirchlichen Feinde: Erst fünf Jahre später wird er vom Bannfluch erlöst und im Dom zu Speyer beigesetzt. Alles, was dieser unerschrockene, hartgeprüfte Mann ertragen hat, geht über ein persönliches Schicksal weit hinaus: Es spiegelt sich darin Tragik und Größe unserer ganzen deutschen Geschichte. Heinrich hat, was ihm widerfuhr, stellvertretend für die Nation erlitten. Ihm gebührt der Ruhm, allem unermeßlichen Leid zum Trotz, keines von seinen Königsrechten preisgegeben zu haben.

* * *

Kaum hat der Kaiser die Augen geschlossen, verurteilt der Papst aufs neue öffentlich die Verleihung kirchlicher Aemter durch Laien. Heinrich V. (1106—1125), Sohn und Erbe des Verstorbenen, erhebt eine Gegenforderung: Dann müßten auch die Geistlichen ihre Lehen, die sie vom Reich empfangen hätten, zurückerstatten, auf Besitz und Einnahmen verzichten. Als Paschalis einwilligt, bricht in Rom ein fürchterlicher Tumult aus. Heinrich V. setzt darauf den Papst und seine Räte gefangen und läßt ihn erst wieder frei, als dieser sich bereit erklärt, die Investitur wieder dem König einzuräumen. Daraufhin läßt sich Heinrich von ihm zum Kaiser krönen. Doch bald widerruft der Papst, im Reich aber bricht neue Unruhe aus. Mehr und mehr Fürsten fallen von Heinrich ab, bald auch die Bischöfe. Böhmen bleibt dem Reich nur lose verbunden, Ungarn und Polen wahren ihre volle Unabhängigkeit. Schließlich belegt eine römische Synode den Kaiser mit dem Bann. Auch einige Siege Heinrichs in Italien können die Lage nicht wesentlich bessern, auch der Tod des Papstes nicht. Schließlich greifen die Fürsten aus eigener Machtvollkommenheit ein, vermitteln in Würzburg einen Reichsfrieden und 1122 das Wormser Konkordat, in dem zwischen Papsttum und Königtum folgender Kompromiß geschlossen wird: die Bischöfe bleiben weltliche Herren, sie werden in Gegenwart des Kaisers oder seines Stellvertreters von der Gemeinde gewählt, vom Kaiser bestätigt und mit dem Zepter als dem Symbol ihrer weltlichen Macht belehnt, ihre Einsetzung in die geistlichen Würden erfolgt durch Belehnung mit Ring und Stab durch den Papst. In Deutschland soll die weltliche, in Italien und Burgund die geistliche Belehnung vorausgehen. Gewonnen haben bei dieser Regelung die geistlichen Herren, die sich nunmehr, Papsttum und Königtum gegeneinander ausspielend, zu eigenmächtigem Aufstieg anschicken. Die Zentralgewalt des Reiches dagegen hat eine erhebliche Einbuße erlitten. Als Heinrich, der in seinen letzten Jahren häufig krank ist, seine Kräfte schwinden fühlt, übersendet er, der erbelos geblieben ist, die Reichsinsignien seinem Neffen Friedrich von Hohenstaufen. 1125 stirbt er, kaum 44 Jahre alt, mit ihm der letzte Salier.

Das Reichsschwert ist in seiner Hand stumpfer geworden, als er es dem Vater entrissen hat, weder die weltlichen noch die geistlichen Herren sind mehr gewillt, sich einem Oberhaupt zu fügen, neue Kräfte sind in den Städten und in begüterten Familien mit privaten Machtkreisen herangewachsen, die Selbstverständlichkeit der Krone ist in Frage gestellt, die Selbständigkeit der deutschen Kirche ist gebrochen, das Papsttum ist zu einer dem Kaisertum gleichgeordneten Macht aufgestiegen und schickt sich mit Hilfe der Kreuzzüge an, die alleinige Führungsmacht zu werden.

Den Staufer erwartet kein leichtes Erbe.



Kaiserkrone im Mittelalter

VII. DIE HOHENSTAUFEN.

Bevor wir weiter den Geschehnissen folgen, sei ein kurzer aber notwendiger Exkurs eingefügt: In dieser Epoche nämlich liegen die eigentlichen Wurzeln der für die Geschichte unseres Volkes hoch bedeutsamen jüdisch-deutschen Gegensätzlichkeit.

Unter dem Einfluß der cluniazentischen Reformen hatte die Kirche den Christen das Geldleihen gegen Zins als „Wucher“ verboten („Leihet, indem ihr nichts dafür hoffet“, Luk. 6, 35). Die einzigen geduldeten Nichtchristen waren die Juden, folglich wirkte sich jenes Verbot als Privileg für diese aus. Mit der Entwicklung der Städte, den Feldzügen nach Italien, den zunehmenden Ansprüchen der Kirche wuchs zugleich der Geldbedarf. Also wuchsen die Juden in eine Monopolstellung als Geldverleiher hinein, die ihnen unermeßliche Gewinne einbrachte und die Grundlage ihrer späteren Finanzmacht wurde, sie aber zugleich mit dem Odium des Wuchertums behaftete. Zum Zinsprivileg trat das Hehlerprivileg: Als Sicherheit für ihre Darlehen nahmen die Gläubiger meist Pfänder entgegen. Verfiel das Pfand, verkauften sie es — zumeist unter Preis (daher die Verbitterung der Handwerker den Pfandhändlern gegenüber). Oft geschah es, daß auch Diebesgut beim Pfandhändler abgeliefert wurde. Da aber nach deutschem Recht niemand an einer gestohlenen Sache Eigentumsrecht erwerben konnte, mußten häufig die Pfandhändler solches wieder herausgeben. Um sich gegen solcherart Verluste zu sichern, drängten sie auf ein ihnen günstigeres Recht. Sie erreichten es bei Kaiser Heinrich IV., als dieser sich in wirtschaftlichen Schwierigkeiten befand — er sagte ihnen „auf Eintreten und stürmisches Bitten des Bischofs von Speyer“ zu: „Wenn eine gestohlene Sache bei ihnen gefunden wird und der Jude sagt, er habe sie gekauft, dann soll er mit einem Eid nach seinem Recht beschwören, um wieviel er sie gekauft hat, und soviel soll er bekommen und soll nur so die Sache demjenigen, dem sie gehörte, zurückgeben.“ Zeugenbeweise gegen den Eid des Juden wurden ausgeschlossen. Dieses Hehlerei-Privileg hatte zur Folge, daß bald das meiste Diebsgut beim jüdischen Pfandhändler landete und daß eine enge Verflechtung zwischen diesem und der Unterwelt entstand.

* * *

Als der letzte Salier Heinrich V. erbenlos stirbt, versteht es der ränkekluge Bischof Adalbert von Mainz, statt des staufischen Enkels Heinrichs IV., des Herzogs Friedrich von Schwaben, den ihm fügsamen und salierfeindlichen Sachsenherzog Lothar von Supplinburg (1125—1137) unter Anwendung des freien Wahlrechts zum König wählen zu lassen. Lothar bittet den Papst um Bestätigung seiner Würde und verzichtet auf jede Einmischung bei Bischofswahlen. Bald schon bricht der Gegensatz zu den nächsten Verwandten der Salier, dem Hohenstaufen Friedrich und seinem als Gegenkönig aufgestellten Bruder Konrad heftig aus. Wieder zerreißt der Bürgerkrieg das Land, hie Wolf — hie Staufer.

In Rom erfolgt nach dem Ableben des Papstes auf Grund unwürdiger Machenschaften eine Doppelwahl: Anaklet II., der sich im Bunde mit dem Normannenkönig Roger II. Süditalien und dann auch Reichsitalien sichert — und Innozenz II., der mit Hilfe des bedeutendsten Führers jener Zeit, des französischen Abtes Clairvaux seinen Einfluß in den Ländern nördlich der Alpen sichert.

Lothar läßt diese vortreffliche Gelegenheit der Kirchenspaltung ungenutzt. Seinen geistlichen Fürsten überläßt er es, auf der Würzburger Synode 1130 Partei für Innozenz zu ergreifen, während er selber 1131 auf einem Zusammentreffen in Lüttich (wo er einem Vasallen gleich dem Papst den Marschalldienst des Steigbügelhaltens erweist) sich vom wortgewandten Bernhard von Clairvaux überreden läßt, dem Papst den Weg nach Rom zu bahnen. Als Gegenleistung — das geforderte Investiturrecht wird ihm verweigert — läßt Lothar sich zum Kaiser krönen.

Zurück in Deutschland, gelingt es ihm, die Hohenstaufen zu unterwerfen und seine Herrschaft zu festigen. Doch bald ruft Papst Innozenz wieder seine Hilfe gegen die Normannen an. In zwei Heereszügen dringt Lothar bis Bari in Apulien vor, wo er einen Gegner Rogers II., Rainulf von Alife, mit dem Herzogtum Apulien belehnt. Der deutsche Machtzuwachs scheint dem Papst zu bedrohlich und um die Besetzung der Reichsabtei Montecassino, eines alten Reichslehens, kommt es zum Bruch zwischen Kaiser und Papst. Auf der Heimkehr stirbt der Kaiser in einem kleinen Dorf in Tirol. Wieder hat sich erwiesen, daß trotz aller kirchlichen Botmäßigkeit die deutschen Herrscher in Gegensatz zu Rom geraten müssen, weil neben dem Weltherrschaftsanspruch des Papstes für den Kaiser kein Raum mehr ist.

Bleibendes wurde unter Lothar jedoch im verheißungsvollen Ausgriff nach Osten geschaffen: Durch Graf Albrecht von Ballenstädt, dem 1134 die Nordmark zugewiesen wird und der ihr nach glücklichen Kämpfen gegen die Slawen die Prignitz zufügt, sowie durch Konrad von Wettin, den Markgrafen von Meißen, der 1136 die Lausitz hinzugewinnt. Eine andere Kraft noch wurde unter Lothar besonders begünstigt: das Haus der Welfen. Dessen Haupt ist Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern, der durch Vermählung mit des Kaisers Tochter zum Erben von Sachsen wird und dem der Kaiser außerdem Tuscien und die Markgrafschaft Verona überträgt.

* * *

Eine zu erwartende machtvolle Stärkung der Reichsgewalt unter der vorbestimmten Führung Heinrichs des Stolzen zu verhindern, ist der Kurie dringlichstes Anliegen. Darum wird nach Lothars Tod auf Betreiben des verschlagenen Erzbischofs von Trier nicht der Welf, sondern der unbedeutendere Konrad von Hohenstaufen, Sohn Friedrichs von Schwaben und einer Tochter Heinrichs des IV., der noch kürzlich als Gegenkönig Lothars von der Kurie hart bekämpft wurde, als K o n r a d III. (1138—1152) zum König gewählt. Daraus entsteht ein neuer blutiger Bürgerkrieg, der erst nach dem Tode Heinrichs des Stolzen beigelegt wird, indem seinem Sohn Heinrich dem Löwen das dem Vater abgenommene Sachsen übertragen wird. Der unversöhnliche Teil der Welfen unter dem Bruder Heinrichs des Stolzen, dem Herzog Welf setzt den Kampf gegen Konrad fort.

Entgegen allen Bedenken der Vernunft und trotz der inneren Unsicherheit des Reiches läßt sich Konrad III. vom bestechend leidenschaftlichen Bernhard von Clairvaux zum Kreuzzug hinreißen, den er 1147 mit einem großen deutschen Heer antritt. In nutzlosen Kämpfen gegen Hunger, Krankheit und Araber zerreibt sich der Großteil des Heeres in Kleinasien. Auf der Rückkehr, die der kranke Kaiser daraufhin antritt, schließt er mit Kaiser Manuel von Byzanz und den oberitalienischen Städten Pisa und Genua ein

Bündnis gegen den wieder vorgedrungenen Roger II. von Sizilien. Als Konrad III. 1152 zum Kriegszug gegen Roger aufbrechen will, ereilt ihn das Ende.

Inzwischen hat sich der Norden des Reiches weitgehend dem Einfluß der Zentralgewalt entzogen zu einer gesunden und kraftvollen Entwicklung: Graf Adolf von Schauenburg kolonisiert die verwüsteten Wendenlande Ostholsteins, Heinrich der Löwe dringt nach Mecklenburg vor, Albrecht der Bär in Brandenburg.

* * *

Zum Nachfolger hatte Konrad III. seinen 30jährigen Neffen, Friedrich von Hohenstaufen bestimmt. Seine Wahl als Friedrich I. (1152—1190) erfolgt ohne Schwierigkeiten, da er das Blut sowohl der Staufeu als auch der Welfen in sich vereint und daher den inneren Frieden wiederherzustellen berufen scheint. Friedrich, äußerlich wie innerlich ein kraftvoller, harmonischer Willens- und Tatmensch, eine ritterliche und furchtlose Herrscherpersönlichkeit, wird schon bald zum Helden seiner Zeit.

Er erläßt ein umfassendes Landfriedensgesetz, überträgt Welf IV. die mittellitalienischen Reichslehen Tusciou, Spoleto, Sardinien und Korsika, gestattet Heinrich dem Löwen, Bayern und Sachsen zu vereinen und anerkennt dessen Hoheitsrechte über die neugewonnenen Ostlande, den kaiserlichen Einfluß auf die Einsetzung der deutschen Bischöfe versteht er zurückzugewinnen, das während des Bürgerkrieges eingerissene Raub- und Fehdewesen unterdrückt er mit fester Hand. 1155 wird er, den die Italiener seines rötlichschimmernden Bartes wegen „Barbarossa“ nennen, in Rom zum Kaiser gekrönt, im Jahr darauf heiratet er in zweiter Ehe Beatrix von Hochburgund und bindet dadurch ein schon fast entglittenes Gebiet wieder ans Reich. Unter seiner straffen und ordnenden, dabei doch mäßigen und weisen Hand und unter dem neuen Frieden blüht das Land mächtig auf.

1157 gelingt Friedrich I. ein Feldzug nach Polen, wo ihn König Boleslaw Schiefmund als Lehnsherren anerkennen und auf weitere Einnischung in Schlesien verzichten muß — seither gehört Schlesien unbestritten zum Reichsverband. Auch zu Böhmen, Ungarn und Dänemark werden die Beziehungen in günstiger Weise geregelt. Die machtvolle Ausdehnung nach Osten wird gefördert: Von Sachsen aus treiben Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär ihre Erwerbungen und großräumige Siedlungsarbeit weiter ostwärts, Lübeck blüht auf, die Ostsee erschließt sich deutscher Kaufmannskraft.

Dagegen werden die reichen lombardischen Städte, vornehmlich Mailand, immer aufsässiger. Friedrich I. ist nicht gesonnen, auf seine Besitzrechte in Italien zu verzichten. Die Städte, im Wunsch selbständige Republiken zu werden, finden ihren Rückhalt gegen die Reichsgewalt beim Papst. Auf dem Reichstag zu Besançon in Burgund kommt es 1157 zum ersten Zusammenstoß zwischen kaiserlichen und päpstlichen Ansprüchen, ausgelöst durch den päpstlichen Legaten Roland von Siena, der zum Kriege geführt hätte, wenn nicht Papst Hadrian schließlich Versöhnung angeboten hätte, da er erkennt, daß sowohl die weltlichen als auch die geistlichen Herren des Reiches geschlossen zum Kaiser stehen.

1158 bricht Friedrich I. nach Italien auf: Es gilt der Einordnung Italiens ins Reich.

Es ist oft bedauert worden, daß durch Friedrichs Eingreifen in Italien der Kampf um die dortigen Rechte des Reiches zum Hauptziel seiner Politik werden mußte. Wir wiesen schon bei der Darstellung der Italienpolitik Ottos des Großen darauf hin, wie fruchtlos es ausfallen muß, mit den heutigen Maßstäben die politischen Leitlinien der damaligen Kaiser werten zu wollen. Wir dürfen nicht übersehen, daß damals weder das völkische noch das nationalstaatliche Denken in solcher Klarheit ausgebildet war, wie es uns Heutigen vorschwebt. Die Kaiseridee der damaligen Zeit war vielmehr eine Universalidee der einheitlichen Zusammenfassung des christlichen Abendlandes. Im gleichen Maße, wie diese Idee von den überragenden Persönlichkeiten unserer mittelalterlichen Kaiser verkörpert wurde, prägte sie ihrerseits auch das Denken und Planen ihrer Träger. — Hinzu traten dann in jedem Falle noch die mancherlei realpolitischen Erwägungen, im Falle der Lombardei beispielsweise die Tatsache, daß all der unermessliche Reichtum dieser Reichslande durch ihre Sonderentwicklung dem deutschen Kaiser verloren ging, der jedoch auf ihren Besitz angewiesen war, wollte er eine dynamische Politik betreiben.

Mailand wird belagert und bezwungen, womit auch der allgemeine lombardische Widerstand gebrochen ist. Auf dem Reichstag zu Roncaglia wird von einer Abordnung römischer Juristen der Universität Bologna die Rechtslage untersucht und folgender Beschluß gefaßt: Die kaiserlichen Hoheitsrechte müssen wiederum an den Kaiser zurückerstattet werden, sofern nicht gültige Privilegien vorgewiesen werden können, ein starkes einheitliches Friedensregiment soll über Italien errichtet werden, dem Kaiser unmittelbar unterstellte Reichsbeamte werden als „podestá“ statt der bisher freigewählten Konsuln die Städte verwalten. Doch schon ein Jahr darauf lehnt sich Mailand, aufgewiegelt durch den Papst, erneut auf.

Nach dem Tode des Papstes Hadrian versucht Friedrich gegen Roland von Siena, der als Papst Alexander III. Anspruch auf den Stuhl Petri erhebt, einen eigenen Papst, Viktor IV., einzusetzen. Diese neuerliche Spaltung teilt das ganze Abendland in feindliche Lager und hält es achtzehn Jahre hindurch in Atem. Alexander III. zieht sich nach Frankreich zurück, von wo aus er in geschickter Weise die Fürsten Europas gegen Friedrich, den „Bedränger der Freiheit aller Staaten Europas“, aufzuwiegeln versucht.

Mailand gegenüber läßt der grimmige Zorn den erbosten Kaiser zum äußersten schreiten: 1162 macht er die Stadt dem Erdboden gleich.

Als Papst Viktor IV. stirbt, kehrt Alexander III. nach Rom zurück. Mit einer kleinen Streitschar ziehen Reinald von Dassel und Erzbischof Christian von Mainz gegen Rom und siegen bei Tuskulum über ein vielfach stärkeres Römerheer. Bald stößt auch der Kaiser zu den siegreichen Truppen, mit ihm ein neuer Gegenpapst, Paschalis III. Alexander gelingt es, aus Rom zu fliehen. Berauschte Feste folgen dem Sieg. Dahinein bricht eine Malaria-Seuche: 2000 Ritter Friedrichs, unter ihnen sein bedeutender und unersetzlicher Reichskanzler Reinald von Dassel, werden von der heimtückischen Seuche hingerafft. Schwer getroffen muß Friedrich seine italienischen Unternehmungen abbrechen.

Nun schließen 22 oberitalienische Städte einen Bund, der ausdrücklich gegen die Ronkaler Beschlüsse gerichtet ist und vom vertriebenen Alexander, dem zu Ehren eine neue Stadt am Tanaro 1168 den Namen Alessandria erhält, geschürt wird. Sechs Jahre bleibt Friedrich Italien fern. Als er 1174



Die Reichsfahne vom Grieser Altar des Michael Pacher.

wiederkehrt, gelingt ihm ein gütliches Abkommen mit dem Bund, woraufhin er seine Streitmacht entläßt. Als jedoch die Abmachung gebrochen und der Kaiser bedroht wird, sendet er um Hilfe nach Deutschland. Doch nur wenige folgen seinem Ruf. 1176 wird Friedrich bei Legnano von den vielfach überlegenen Mailändern geschlagen. Im Jahr darauf wird zu Venedig Friede zwischen Kaiser und Papst geschlossen, Alexander wird als rechtmäßiger Papst anerkannt, Friedrich vom Bann gelöst. 1183 schließt Friedrich auch mit den lombardischen Städten zu Konstanz einen Frieden, sie erreichen fast alles, was sie erstrebten, Friedrich fordert für sich lediglich den Treueid.

Während der Kämpfe in Italien hatte Herzog Heinrich der Löwe dem Kaiser die dringend erbetene Truppenunterstützung versagt, da seine Gegenforderung, die Rückgabe der Silberstadt Goslar, abgeschlagen wurde. Diese Verweigerung der Gefolgschaft sowie ungestüme Klagen der Nachbarfürsten Heinrichs lassen den Kaiser ein Verfahren gegen Heinrich eröffnen. 1180 wird das Urteil gefällt: Der Kaiser erklärt Heinrich seiner Herzogtümer für verlustig. Sachsen wird geteilt (Herzogtum Westfalen an den Erzbischof von Köln, restliches Herzogtum Sachsen an den jüngsten Sohn Albrecht des Bären), Bayern unter Abtrennung des Herzogtums Steiermark an Otto von Wittelsbach gegeben, Heinrich muß in die Verbannung gehen. Die Ostsiedlung erfährt hierdurch eine empfindliche Schwächung, das mittlere Territorialfürstentum eine erhebliche Stärkung, die alte Feindschaft zwischen Welfen und Waiblingern (Hohenstaufen) bricht erneut auf.

Klug verheiratet Friedrich seinen Sohn Heinrich mit Konstanze, der Erbin des normannischen Reiches in Sizilien und Süditalien, um dieserart die widerspenstige italienische Halbinsel ganz zu umspannen und Einfluß auf die wichtigen Handelsstraßen des Mittelmeeres zu gewinnen. Als 1187 Jerusalem wieder in die Hand der Muslime fällt, drängt der Papst den greisen Kaiser zu einem neuen Kreuzzug. Friedrich bricht 1189 mit einem starken Heer auf. 1190 erscheint er in Kleinasien, wo er in einer riesigen Reiter-schlacht bei Ikonium, dem heutigen Koniah, über die seldschukischen Türken siegt. Jedoch beim Durchqueren des eiskalten Gebirgsflusses Saleph (heute: Göksu=blaues Wasser) im Taurus ertrinkt der alte Kaiser. Die Reste des Heeres kehren heim.

Im Bewußtsein des deutschen Volkes lebte Kaiser Friedrich als Verkörperung einer macht- und glanzvollen Periode unserer Geschichte in unverwelklicher Kraft fort.

* * *

Friedrichs 25jähriger Sohn Heinrich VI., Regent in Deutschland, übernimmt das Königsamt. Harte Aufgaben nehmen sofort seine ganzen Kräfte gefangen: Während der Abwesenheit Kaiser Friedrichs ist Heinrich der Löwe aus seiner Verbannung in der Normandie nach Sachsen zurückgekehrt. Zugleich stirbt der Normanne Wilhelm II. von Sizilien und Heinrich VI. ist genötigt, um das normannische Erbe seiner Gemahlin zu kämpfen. Nach einer oberflächlichen Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen begibt sich Heinrich VI. nach Sizilien, wo auf Betreiben des Papstes ein Halbbruder des gestorbenen Normannenkönigs, Tancred von Lecce, wider Recht und Gesetz zum König gewählt worden ist. Auf dem Wege dorthin läßt Heinrich sich in Rom zum Kaiser krönen. Nach einer kurzen Belagerung Neapels muß er jedoch nach Norden zurückeilen, wo, auf England gestützt, eine Verschwörung norddeutscher Fürsten, an der Spitze die Erzbischöfe von Köln und Trier und der Sohn Heinrich des Löwen, ausgebrochen ist. Da hilft dem jungen Kaiser eine gute Fügung: Der englische König Richard Löwenherz, der an der Spitze eines englischen Kreuzheeres üble Greuel begangen hatte, fällt in die Hand des österreichischen Herzogs, der ihn dem Kaiser ausliefert. Mit dieser wertvollen Geisel in der Hand erzwingt Heinrich Englands Anerkennung der deutschen Lehnshoheit und einige weitere Zugeständnisse. Das aufrührerische Bündnis der Fürsten löst sich auf. Auch Tankred von Lecce stirbt auf Sizilien, so daß Heinrich VI. Unteritalien und Sizilien ohne sonderliche Mühe gewinnen kann. Ende 1194 finden Einzug und Krönung in Palermo statt. In die mittelitalienischen Gebiete Spoleto, Ravenna, Ancona, Romagna und Tusciem setzt er Ministerialen als kaiserliche Statthalter. So gewaltig ist unter Heinrich VI. die Macht des Reiches, daß Tunis seine Oberhoheit anerkennt, die Könige von Armenien, Zypern und Jerusalem lehnspflichtig werden und selbst der Kaiser von Byzanz Tribute zahlt. Als Heinrich VI. 1197 zu einem Kreuzzug über See von Sizilien aus rüstet, rafft den erst 32jährigen hochbegabten und willensstarken Herrscher das Sumpffieber hinweg.

* * *

Mit dem Tode Heinrichs stürzt jählings zusammen, was er so glanzvoll aufgebaut hat: In Sizilien bricht eine Erhebung aus, der die Deutschen weichen müssen, Tuscien und die Romagna müssen die kaiserlichen Statthalter verlassen, der unbedenkliche Papst Innozenz III. eignet sich Stücke von Tuscien, Spoleto und Ancona an, was er „Rekuperation“ nennt.

In Deutschland aber erwählt die staufige Partei den Bruder des Verstorbenen, den jungen Philipp von Schwaben zum König, gegen den die welfische Partei Otto IV. von Braunschweig als „Kaiser von Papstes Gnaden“ aufstellt. Wieder entbrennt ein langjähriger Bürgerkrieg. 1208 wird Philipp durch Otto von Wittelsbach aus persönlichen Rachegründen ermordet. Otto regiert nun allein bis 1215. Während der innerdeutschen Kämpfe hat der Papst Innozenz III. das Erbe der Weltherrschaft Heinrichs angetreten.

Als Otto nach Italien zieht, spielt der Papst den jungen Roger Friedrich, den Sohn Heinrichs VI. und Enkel Rotbarts, gegen ihn aus. Diesem, von seiner normannischen Mutter beeinflusst, unter der Vormundschaft des Papstes in Sizilien aufgewachsen, umgeben von arabischen Gelehrten, Griechisch, Lateinisch, Arabisch, Italienisch und Hebräisch leichter sprechend als Deutsch, steht Sizilien als Hauptstütze seines geplanten Machtbaues näher als Deutschland. Den Kampf gegen den Welfen Otto entscheiden französische Ritter, die die Engländer — Anhänger des Welfen — bei Bouvines schlagen.

1215 übernimmt Friedrich II., einer unserer glanzvollsten Herrscher, das Königsamt. Seinem Gönner, dem Papst Innozenz III. gegenüber, gibt er fast alle gewünschten Rechte, weit über das Wormser Konkordat hinaus, preis. Sizilien wird zum Mittelpunkt seiner Herrschaft, Deutschland wird Nebenland und dient wesentlich als militärische und geldliche Hilfsquelle. Er errichtet in Sizilien eine mustergültige Verwaltung in Form eines absoluten Beamtenstaates, gegründet auf Berufsbeamte, baut ein geldentlohntes Söldnerheer auf, schafft eine neue Rechtsordnung unter Wegfall der Folter und der Gottesurteile, entwickelt eine neue — moderne — Finanzverwaltung. In Deutschland läßt er den Dingen ihren Lauf, gibt manche kaiserlichen Privilegien aus der Hand. So erhalten anfangs die geistlichen, bald auch die weltlichen Herren Münz- und Zollrecht und Gerichtsbarkeit, dieserart die Hoheit der Länder stärkend. Der Begriff des Landesherrn taucht erstmalig auf, die verhängnisvolle deutsche Kleinstaaterei beginnt. Da die aufsässigen Lombardenstädte und der reichsfeindliche Papst Friedrich in Italien festhalten, vermag er auch bei wichtigen Ereignissen nicht in Deutschland einzugreifen. So wird 1227 die Schlacht bei Bornhöved (nahe Kiel), da deutsche Fürsten den machtvollen dänischen König Waldemar besiegen, ohne ihn geschlagen. Auch 1241 ist er nicht dabei, als der deutsche Schlesierherzog Heinrich von Liegnitz den Mongolensturm unter dem Dschingiskhan-Enkel Batu bei Wahlstatt abfängt. Nach seiner Krönung in Aachen hat er Deutschland nur zweimal betreten.

Schließlich verhängt Papst Gregor IX. über Kaiser Friedrich wegen des wiederholt versprochenen, doch stets hinausgezögerten Kreuzzuges, den Bann. Als Gebannter zieht der Kaiser nun nach Palästina, schließt mit dem Sultan al Kamal ed-Din von Aegypten einen Freundschaftsvertrag, durch den er

einen schmalen Küstenstreifen Palästinas mitsamt Bethlehem, Nazareth und einen Zugang für den friedlichen Pilgerverkehr erwirbt und sich zum König von Jerusalem krönen läßt. Der Papst rächt sich durch einen Einfall seiner Schlüssel Soldaten in Sizilien. Schon zuvor hatte Friedrich in Fehde mit Norditalien gelegen. Die unversöhnlichen Gegensätze: Papsttum und Kaisertum, Zentralgewalt und Städte, brechen erneut mit aller Schärfe auf und füllen nunmehr fast ununterbrochen das weitere Leben Friedrichs II., der zweimal gebannt und schließlich auf einem Kongreß in Lyon, wohin der Papst Innozenz IV. geflohen ist, als Feind der Kirche und „Antichrist“ abgesetzt wird, um von der gesamten Christenheit bekämpft zu werden. Dennoch bleibt die Stellung des Kaisers in Italien unerschüttert, nur die Lombardei vermag er nicht zu unterwerfen und der Krieg geht hier unablässig weiter und wird auch durch den strahlenden Sieg der deutschen Ritterschaft über die lombardischen Städte 1237 bei Cortenuova zu keinem guten Ende geführt.

In Deutschland versucht unterdessen der Papst, die „Inquisition“ durchzusetzen. Der ehrgeizige Erzbischof von Bremen vermag gar gegen den Bauernstamm der Stedinger an der unteren Weser, der ihm Abgaben verweigert, das Kreuz zu predigen und nach der Schlacht von Altenesch ihn blutig ausrotten zu lassen. Dennoch kann sich die Inquisition in Deutschland nicht durchsetzen, und den Inquisitionsmeister Konrad von Marburg erschlagen hessische Ritter auf offener Straße. Tatkräftige Förderung durch Kaiser Friedrich erfährt dessen Freund, der Hochmeister des Deutschen Ordens Hermann von Salza, der bei seinen wiederholten Besuchen beim Kaiser zum Vermittler zwischen Papst und Kaiser wird.

Ueber die letzte Zeit des Kaisers senken sich düstere Schatten. Rom geht zum verbissenen Angriff gegen den „Antichrist“ vor und sucht Verbündete selbst nördlich der Alpen. 1246 läßt der Papst einen thüringischen Kleinfürsten, Heinrich Raspe, zum Gegenkönig wählen. Als dieser stirbt, folgt ihm Graf Wilhelm von Holland, der jedoch von friesischen Bauern erschlagen wird. 1247 wird dem Kaiser die wichtige Stadt Parma entrissen und er erleidet bei der Belagerung eine ernstliche Niederlage. 1249 fällt sein Sohn Enzio in die Hand der Bolognesen, während sein Kanzler für Sizilien großer Geldunterschlagungen überführt wird. Wohl stirbt Friedrich II. 1250 ungebeugt und unbesiegt, doch auch weit entfernt von der Verwirklichung seiner Sehnsucht, „das schlummernde Reich aus seinem Traum zu erwecken“, wie er einmal geäußert haben soll. In Palermo liegt dieser heldenmütige und stolze Kaiser begraben.

* * *

So wie der Kaiser bereits zu Lebzeiten in Deutschland unwirklich geworden war, so unbeachtet vollzieht sich auch der Untergang der Stauer in Italien: K o n r a d IV. (1250—54), Sohn Friedrichs II., versucht die Kaiser macht wieder zu festigen, doch setzt ein Fieber schon bald seinem Leben ein Ende. Sein Halbbruder, König M a n f r e d, behauptet sich in Sizilien und Unteritalien, fällt jedoch 1266 bei Benevent im Kampf gegen den Bruder des französischen Königs, Karl von Anjou, den der Papst zur Lösung der staufischen Umklammerung gewonnen hat. Manfreds Söhne läßt Karl von Anjou einkerkern, sie verhungern in der Gefangenschaft. Zwei Jahre darnach wird Konrad des IV. Sohn, der junge K o n r a d i n, bei Tagliacozzo geschlagen und in Neapel 1268 hingerichtet.

So endet fern im Süden das stolzeste deutsche Herrschergeschlecht und mit ihm der stolze Gedanke einer deutschen Führung des Abendlandes.

VIII. DER DEUTSCHE OSTEN

Die bisherigen Karten machten das Schicksal des deutschen Ostraumes bis zu den Stauferkaisern deutlich: In der germanischen Bronzezeit (2000—750 v. d. Zw.) ist bereits der Raum an der Ostsee bis hin zur Weichsel und südlich bis hin zur Havel und Netze germanisch besiedelt. Die folgenden Jahrhunderte bringen die Ausdehnung der Ostgermanen und zu Beginn unserer Zeitrechnung siedeln die Burgunder zwischen Oder und Weichsel, die Silingen langs der Oder, die Rugier an der Weichselmündung bis zum Samland und die Wandalen und Hasdingen im gesamten Weichsel- und Bugbogen. Und während die im heute sächsischen und böhmischen Raum lebenden Illyrer vor den vom Schwarzen Meer herandrängenden Skythen nach Süden ausweichen, siedelt sich um etwa 100 n. d. Zw. der germanische Stamm der Markomannen im böhmischen Raum an, während im Norden Goten und Gepiden das Land bis etwa zur Memel in Besitz nehmen. Der gewaltige Ausgriff der Ostgoten bis zum Don und der Westgoten den Dnjeestr entlang bis ans Schwarze Meer findet um 370 im machtvollen Reich des Ermanarich seine Krönung. Dieses ostgermanische Reich bricht jedoch 375 unter dem Hunnensturm zusammen. Die nunmehr einsetzende Wanderbewegung der germanischen Stämme entsiedelt weite Räume im Osten, in die daraufhin slawische Völker einfließen, beispielsweise die Tschechen und Mähren in den von den germanischen Langobarden und Herulern freigegebenen böhmischen Raum, die baltischen Völker über die Memel hinaus bis zur Weichsel, die Awaren in den entblößten Karpathenraum, die Abodriten an der Ostseeküste entlang bis an die Elbe, südlich davon die Wilzen ebenfalls bis an die Elbe und die Sorben gar über die Elbe hinaus bis zur Saale, wenngleich ostgermanische Restbevölkerung auch im Raum östlich der Elbe verbleibt. Unter den Karolingern erfolgen dann die ersten Gegenmaßnahmen (Pannonische Mark, Ostmark, Sorbische Mark, Dänische Mark), die unter den Sachsen, Saliern und Staufern zu einer einmalig gewaltigen Landnahme und Rückbesiedelung des deutschen Ostraumes führen sollen.

Heinrich I. beendet 933 mit seinem Reiterheer die Ungarnnot, stellt die deutsche Oberhoheit zwischen Elbe, Saale und Oder wieder her und bindet Böhmen wieder stärker ans Ganze. Sein Sohn Otto I., der Große, befestigt diese Eroberungen, setzt dort die Markgrafen Gero und Hermann Billung ein und fügt die Lausitzer und die Meißner Mark hinzu. 955 schlägt er bei Augsburg nochmal die Ungarn. Die Ostmark wird Reichsmark, 996 taucht dann zum ersten Male der Name Ostarrichi auf. Die Slawen werden durch den Sieg an der Recknitz zur Botmäßigkeit gezwungen. Zentrale der Ostsiedlung wird das neuerrichtete Erzbistum Magdeburg. 963 stößt Markgraf Gero weit über die Lausitz hinaus und gewinnt das Land bis zur Warthe dem Reich zurück. Schließlich gründet Otto das deutsche Bistum Posen. Unter Ottos Nachfolgern beherrscht allein die nach Süden gerichtete Reichspolitik die kaiserlichen Interessen, das Werk im Osten verwaist, zum Teil verfällt es wieder. Abodriten und Liutizen brechen über die Elbe vor, die Slawen, bisher durch die trennenden Sümpfe und Wälder auch an gemeinsamen Aktionen verhindert, finden zu einheitlicher Führung zusammen, der Polenfürst reißt Pommern an sich, sein Reich reicht um das Jahr 1000 von der Ostsee bis zu den Karpaten. Otto III. bestätigt diesen Slawenstaat und stattet ihn mit einem polnischen Erzbistum in Gnesen aus. Der Polenkönig Boleslaw Chrobry gar streckt seine Hand nach der Oberlausitz und Meißen aus. Erst Heinrich III. (1039—1056) wendet sich wieder stärker dem Osten zu. Nach dem Tode Boleslaws verfällt das Polenreich zusehends, der Böhmenherzog wird ans Reich gebunden, im Südosten die Reichs-

grenze bis zur March und Leitha vorgetragen, Ungarn tributpflichtig gemacht, die bayrisch-fränkische Kolonisation in der Ostmark, in Steiermark und Kärnten großzügig gefördert. Im Norden unterstellt Erzbischof Adalbert von Bremen die neugegründeten Bistümer Mecklenburg und Ratzeburg seiner Gewalt. Immer ausschließlicher wird die Ostsiedlung eine Angelegenheit der einzelnen Landesherrn.

Lothar, Herzog von Sachsen (1125—1137 deutscher König, 1133 Kaiser) unterwirft Elbslawen und Polen, zerstört Rethra, das Stammesheiligtum der Liutizen, wirft die Abodriten nieder und schafft dieserart Ruhe an der Ostgrenze. Ihm folgen Markgraf Albrecht der Bär (1134—1170) und der Sachsenherzog Heinrich der Löwe (1139—1180) hierauf aufbauend, doch weitblickender, tiefgreifender, zukunftsvoller: Es geht ihnen nun nicht mehr darum, die Slawen in Botmäßigkeit zu halten, sondern es geht ihnen darum, das Gebiet zu beherrschen und deutsch zu besiedeln.

Albrecht der Bär stammt aus Schwaben wie einst auch Markgraf Gero. 1134 überträgt ihm Kaiser Lothar die Nordmark. Schon bald weiß sich Albrecht die Rechte auf Brandenburg zu sichern, die ihm 1150 nach dem Tode des letzten, erbelosen Slawenfürsten zufallen. Die Askanier wurden nunmehr „Markgrafen von Brandenburg“. Erzbischof Wichmann von Magdeburg steht ihm takträchtig zu Seite und es gelingt dem Markgrafen, seinen Besitz östlich der Elbe bis zur Havel und Nuthe auszudehnen.

Von der unteren Elbe aus trägt Heinrich der Löwe die Ostsiedlung vor. Neben ihm darf der Graf von Holstein, Adolf II. von Schauenburg, nicht übersehen werden, der als erster bereits seit 1143 planmäßig westfälische, flämische und holländische Siedler ins Land lenkt und die Stadt Lübeck gründet, deren endgültige Abtretung Heinrich der Löwe 1158 von ihm erzwingt. Die Eindeutschung Mecklenburgs ist Heinrichs und Adolfs II. dringendstes Anliegen. In blutigen Kämpfen gegen den Abodritenfürsten Niklot fällt Adolf II. 1164. Niklots Söhne müssen sich Heinrich unterwerfen. 1166 werden auch die pommerschen Herzöge Vasallen Heinrichs, was ihm im Zusammengehen mit Otto von Brandenburg gelingt. Schwerin ist fest in Heinrichs Hand, er privilegiert den deutschen Kaufmann auf Gotland, schließt Verträge mit Nowgorod und Schweden ab, um den deutschen Handel in der Ostsee zu schützen und zu stärken. Die Bischofsinvestitur in den Kolonialerwerbungen hat sich Heinrich bereits 1154 vorbehalten, die Bischöfe von Oldenburg-Lübeck, Ratzeburg und Mecklenburg-Schwerin huldigen ihm persönlich und er läßt nicht zu, daß sie zu Reichsfürsten und damit ihrer eigentlichen Ostaufgabe entfremdet werden. Weitblickend und großzügig ist Heinrichs Städtepolitik, der namentlich Lübeck viel verdankt.

Diese zügige und erfolgreiche Ostkolonisation ist nur möglich durch die Rückendeckung des königlichen Veters, Friedrich I., der ihn wiederholt vor den über Heinrichs Eigenmächtigkeit und Gewalttätigkeit erbosten Nachbarfürsten in Schutz nimmt. Ueber den königlichen Erwerb der Silberstadt Goslar sowie die herzogliche Verweigerung der Heeresfolge in Italien nach der kaiserlichen Niederlage 1176 bei Legnano kommt es zum Bruch zwischen Kaiser und Herzog. 1179 verhängt Friedrich die Acht, ein Jahr danach die Oberacht über den Löwen, der recht- und friedlos erklärt wird. Auf dem Reichstage zu Gelnhausen 1180 wird des Herzogs Besitz in ein Herzogtum Westfalen und ein Rest-Herzogtum Sachsen geteilt, Bayern wird an Otto von Wittelsbach übertragen, Heinrich muß in die Verbannung, 1195 stirbt

er in Braunschweig. Wenn auch durch den Ausfall Heinrichs der Ostsiedlung nunmehr der staatsbildende Impuls verloren ging, so wird dennoch die Besiedlung und Gewinnung neuen Bodens durch die Wanderung deutscher Adliger, Bürger und Bauern weitergetrieben.*)

Kaiser und Herzog sind beide getreulich ihren Weg gegangen. Ihre Freundschaft war segensreich für das Ganze, ihre Feindschaft verhängnisvoll, beide aber mußten den Auftrag ausführen, in den die Geschichte sie gestellt hatte. Daß neben der südlichen Reichspolitik des Kaisers mit ihrem gewaltigen Einsatz geballter deutscher Volkskraft dennoch der machtvolle Ausgriff nach Osten unter Aufbietung massivster kämpferischer und bäuerlicher Kräfte gelingen konnte, ist ein unvergängliches Zeugnis für die Kraft des deutschen Menschen.

* * *

Sachsen besiedeln nunmehr vorwiegend Brandenburg, Mecklenburg und Pommern, Westfalen erschließen die Ostseeküste bis nach Preußen und Livland hinauf, Franken und Thüringer siedeln im Meißner Gebiet, Bayern dringen in das südliche Ostalpengebiet, Deutsche von Mosel und Rhein siedeln in Ungarn und Siebenbürgen, Flamen und Holländer schließen sich überall an. Die Dörfer werden teils „aus wilder Wurzel“, d. h. auf neugerodetem Land, errichtet oder neben alten germanischen oder slawischen Ortschaften angelegt, der Bauer erhält seine Hufen umsonst oder zu geringstem Preis, er besitzt persönliche Freiheit, sein Besitz ist erblich, sein jährlicher Zins erträglich.

Bischof Gerung von Meißen ruft vor allem Flamen herbei (in Bitterfeld hat man gar flämische Münzen geschlagen), um 1169 beginnen deutsche Bergleute im sächsischen Freiberg Silbererze abzubauen, Zinn und Kupfer folgen, städtisch-industrielle Siedlungen wachsen, im Jahre 1201 gründet der bremische Domherr Albert von Appeldern mit Hilfe deutscher Kaufleute die Stadt Riga, der Orden der Schwertritter entsteht, der die deutsche Herrschaft bald über Estland, Semgallen und Kurland ausdehnt. 1188 entsteht im Magdeburger Stadtrecht die erste Sammlung kaufmännischer Rechtsordnung, die hinfort im gesamten Osten verbindlich werden soll.

Neben den Bauern sind es auch die Mönchsorden, die aktiv an der Rückbesiedlung mitwirken, außer den Prämonstratensern vor allem die Zisterzienser (ihr Gebot: Ora et labora), die vom Mutterkloster Altenkamp in Geldern über Walkenried am Harz, Pforta nach Leubus in Schlesien gelangen, im Erzgebirge legen sie Klöster und feste Siedlungen an, 1171 gründen sie inmitten der Sumpflandschaft in Brandenburg das Kloster Zinna, über die Stettiner Gegend gelangen sie bis nach Danzig, wo sie 1180 in Oliva einen neuen Stützpunkt gewinnen.

Mit den Bauern und Mönchen dringt in die verwilderten und verwahrlosten Gebiete auch die deutsche Wirtschaftsweise, die Dreifelderwirtschaft,

*) Wie nachhaltig die Wirkung der Ostsiedlung Heinrichs war, geht aus der Episode von Bornhöved hervor: Nach der Ausschaltung Herzog Heinrichs und der Zerschlagung Sachsens erobern die Dänen Holstein, zwingen die Herzöge von Pommern und Mecklenburg zum Lehnseid und der junge Kaiser Friedrich II. bestätigt den Dänen alle Eroberungen jenseits der Elbe und im Slawenlande „auf ewige Zeiten“. Da nimmt der Graf Heinrich von Schwerin in der Nacht zum 7. Mal 1223 den dänischen König durch Handstreich gefangen und zwingt ihn, auf alle Eroberungen diesseits der Elbe zu verzichten, ihm nur Rügen belassend. Als sich der dänische König Waldemar nach seiner Freilassung nicht an seinen Verzicht gebunden fühlt, treten ihn bei Bornhöved im Jahre 1227 die norddeutschen Bauern, Bürger und Adligen entgegen und schlagen das Dänenheer nach blutigem Ringen.

die sorgfältige Düngung, ein, ebenso die bewährten Gerätschaften, so daß schon bald steigende Erträge erzielt und die zur Landwirtschaft zugehörigen Gewerbe entwickelt werden können.

Im Jahre 1156 stattet Kaiser Friedrich I. (Rotbart) die österreichischen Markgrafen wegen besonderer Tatkraft bei der Rückbesiedelung mit der Herzogswürde aus. In lateinischen Quellen erscheint nun der Name Austria für das neue Herzogtum und als 1192 der Steirnerherzog erbelos stirbt, überträgt Kaiser Friedrich auch diese Gebiete dem Herzog Leopold V. von Oesterreich. Damit beginnt der Aufstieg der deutschen Ostmark zur Großmacht. Allerdings ist zu vermerken, daß das konzentrierte Großmachtstreben die Aktivität bei der Siedlungsarbeit erlahmen läßt, und so werden es zunehmend fremde Fürsten, die deutsche Bauern und Siedler ins Land rufen. Vor allem ist das im ungarischen Land der Fall. Schon seit 1150 ziehen Deutsche aus Flandern, vom Niederrhein, aus der Eifel, dem Hunsrück und dem Westerwald herbei. Um die Sibinburg am Flusse Szeben bilden sich die Anfänge Siebenbürgens, gründen sie Leutschau und Käsmark in der Zips, die schon um 1200 ein geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet bildet, dem 1271 der ungarische König Stephan V. einen Freibrief ausstellt, der weitgehende deutsche Rechte begründet. Nach dem der Mongolensturm von 1240 wieder abgeebbt ist, geht man in Ungarn an die Gründung von Städten nach deutschem Vorbild und durch Deutsche. Ofen und Preßburg entstehen nach Magdeburger Recht, bald folgen zahllose andere Orte.

Auch in Böhmen und Mähren, dessen Bischöfe von Prag und Olmütz dem Erzbischof Mainz unterstellt sind, ist der deutsche Anteil an der Erschließung des Landes ausschlaggebend: neben dem deutschen Bauern sind es vor allem deutsche Bergleute. Erst die um 1350 einsetzende tschechisch-chauvinistische Gegenbewegung verhindert die Germanisierung dieses Raums.

Um Schlesien blieb der Besitzstreit lange offen. 1157 greift Kaiser Friedrich I. ein: In einem glänzenden Feldzug rückt er bis Posen vor und erreicht, daß Schlesien wieder von Polen getrennt wird und in die Hand deutschbewußter Fürsten kommt. Ausstrahlungspunkte deutscher Kultur, deutscher Gewerkekunst und deutschen Rechtes werden die Städte Breslau, Brieg, Liegnitz, Glogau, Neiße, Beuthen, Neumarkt, Löwenberg, Ohlau, Oppeln, Ratibor u. a. Der Mongoleneinfall, dem Herzog Heinrich am 9. April 1241 in der Nähe von Liegnitz erliegt, droht alles Aufbauwerk zu vernichten, aber die Mongolen verlassen das alte Silingenland und ziehen durch Mähren ab. Doch wirkt sich die Teilung des Herzogtums unter die fünf Söhne Heinrichs verhängnisvoll aus und bald sind Polen und Tschechen am Werk, sich den deutschen Besitz anzueignen. In Heinrich IV. erstcht noch einmal ein starker, deutsch gesinnter Herzog, dem es sogar gelingt, dem Deutschtum auch im südlichen Polen Zugang zu verschaffen (1288 in Krakau). Jedoch erlöschen diese Bestrebungen mit dem Tode des Herrschers, Krakau geht verloren, Schlesien zersplittert und muß schließlich an Böhmen Anlehnung suchen.

* * *

DER DEUTSCHE ORDEN

Die 1190 vor Akkon errichtete deutsche Spitalbrüderschaft wird 1198 von deutschen Fürsten nach dem Vorbild der Templer und Johanniter in einen geistlichen Ritterorden umgewandelt (weißer Mantel mit schwarzem Kreuz). Der Hochmeister Hermann von Salza (1210—1239) erhält den Ruf des ungarischen Königs Andreas II. zur Sicherung der Donau- und Theißebenen, doch setzen national-magyarische Kreise durch, daß der Orden nach kaum vierzehnjähriger umfangreicher Siedlungs- und Befestigungsarbeit das Land verlassen muß. Daraufhin folgt der Orden einem Ruf des polnischen Herzogs Konrad von Masovien, um das innerlich sich selbst zerfleischende Polen vor den Angriffen der feindlichen Preußen zu verteidigen. Hermann von Salza erwirkt vom Kaiser die Zusicherung, daß über das in Aussicht gestellte Kulmer Land hinaus auch alle übrigen Eroberungen dem Orden verbleiben sollen. Im Jahre 1231 überschreiten sieben Ritter die Weichsel, betreten das feindliche Kulmer Land und legen die Anfänge der späteren Stadt Thorn. Noch im gleichen Jahr wird Kulm besetzt, im darauffolgenden das Land rechts der Weichsel zwischen Kulm und Thorn, 1233 wird nach Thorn und Kulm die Stadt Marienwerder gegründet (neben zahlreichen Ordensburgen), 1237 entsteht die Burg Elbing, womit die Ostseeküste erreicht und die östliche Mündung der Weichsel in deutscher Hand ist. Herbeigerufene Lübecker Kaufleute gründen neben der Burg Elbing eine Stadt als Mittler zwischen Lübeck und Riga. Nach schweren Kämpfen gelingt es dem Orden, seinen Machtbereich bis zum Pregel, ja bis tief nach Samland auszu dehnen. Nun erfolgt die Verschmelzung mit den schon zuvor genannten Schwertbrüdern, so daß dem Orden nunmehr die Rückgewinnung und Sicherung der gesamten Ostseeküste von Pommerellen bis zum Finnischen Meerbusen zufällt. Trotz der unerbittlichen Angriffe der Slawen gelingt es dem Orden, die so wichtige Verbindung zwischen den in Preußen und den in Livland kämpfenden Rittern herzustellen. 1251 wird die Memelburg gegründet, 1254 Königsberg, das Samland und Masuren werden unterworfen. Nach mit unmenschlicher Grausamkeit durchgeführten Aufständen der Slawen kann um 1280 der Sieg als errungen gelten. Als 1291 beim Falle von Akkon die morgenländischen Besitzungen des Ordens verloren gehen, wird die Marienburg zum machtmäßigen und geistigen Zentrum des Ordens.

Unter deutschem Bauernfleiß blüht das Land auf, Städte und Dörfer entstehen nach deutschem Recht, die gesamte Landschaft wird einer umfassenden Neugliederung unterworfen, Mühlen gebaut, Straßen und Wege angelegt bzw. ausgebaut, Flußläufe reguliert und Staubecken angelegt. 1308 gehen das von den Polen schwer heimgesuchte Danzig und Dirschau in den Besitz des Ordens über. Versuche des Böhmen Wenzel II., sich in Ostpommern festzusetzen, können 1305 zerschlagen werden, da Wenzel seine Ansprüche an den Markgrafen von Brandenburg abtreten muß. Als Polen diese Vereinigung der beiden Gebiete vereiteln will, nimmt der Orden Danzig, Dirschau und den ganzen Nordosten des gefährdeten Besitzes bis nach Mewe unter seinen Schutz, besetzt auch das Schwetzer Land und Brandenburg erhält 1309 das Restgebiet um Stulp und Schlawe. Im „Ewigen Frieden“ von Kalisch muß Polen 1349 die Erwerbungen des Ostens anerkennen.

Zwischen das preußische und das livländische Ordensgebiet schiebt sich wie ein Keil das Land der heidnischen Litauer, deren Unterwerfung jedoch dem Orden nicht mehr gelingt. Daher kommt es, daß im eigentlichen Baltikum die Germanisierung nicht so tiefe Wurzeln fassen konnte und nur eine verhältnismäßig dünne Oberschicht deutsch wurde.

Die Organisation des Ordens ist straff, im Mittelpunkt der Verwaltungsbezirke steht jeweils die Ordensburg, ein Komtur übt die oberste Befehlsgewalt aus, ihm steht ein Konvent zur Seite. Sie alle sind dem Hochmeister des Ordens unbedingten Gehorsam und strenge Rechenschaft schuldig. Bewundernswürdig und vorbildlich bleibt, wie bei aller kämpferischen Ausrichtung, der Orden zugleich die bäuerliche Siedlungsarbeit als den eigentlich tragenden Grund erkennt und danach handelt.

Zwischen den nordöstlichen Ordensgebieten und Schlesien liegt Brandenburg, und es wird in Zukunft viel darauf ankommen, ob sich dieses gegen die Slawen wird halten können. Stürzt nämlich die Mitte ein, wären auch die beiden Flanken nicht mehr zu halten. Darum kommt den Brandenburgischen Herrschern eine gewichtige Rolle zu. Nach Bornhöved setzt in Brandenburg ein starker Aufschwung ein, der dazu führt, daß Brandenburg schon bald zum größten deutschen Fürstentum und einem der ausgedehntesten deutschen Territorien überhaupt heranwächst. Und während das Reich in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ (1254—1273) versinkt, entfaltet sich hier im Nordosten die Kraft der Deutschen in glänzender Weise. Umso mehr, als Brandenburg noch eine Zeit ruhiger Entfaltung gesichert ist, denn das politische Schwergewicht des Reiches verlagert sich nach Böhmen, von wo aus die Luxemburger versuchen, die Geschicke Deutschlands neu zu gestalten.

* * *

Der Deutsche Orden aber, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter seinem Hochmeister Winrich von Kniprode seine schönste Blüte und größte Machtfülle entfaltet, fördert noch den Aufstieg der Hanse, der auch Thorn, Kulm, Elbing, Danzig und Braunsberg angehören, treibt auch selbst noch regen Handel, besetzt die Insel Gotland um einer skandinavischen Herrschaft über die Ostsee zuvorzukommen, unterdrückt die Seeräuberei — doch infolge mangelnden Rückhaltes vom Reich her und auf Grund der Ehelosigkeit der Ritter ohne Nachwuchs geblieben, erstarrt er schließlich in langer Friedenszeit. Und als sich 1401 Polen mit Litauen vereint, entsteht ihm ein mächtiger Gegner, dem er schließlich in der Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 erliegt. Der Neid der Polen rächt sich furchtbar: viele Siedlungen gehen in Flammen auf, Felder werden zerwühlt und vernichtet, etwa die Hälfte aller bäuerlichen Hufe werden ertraglos. Dreizehn Jahre dauert dieser Verwüstungszug. Verbissen und zäh hält der deutsche Bauer am Boden fest und baut immer wieder auf, was Haß ihm zerstört. Der Orden erlahmt nicht in seinen Bemühungen, hilft aufbauen, unterstützt mit Geld, ruft neue Bauern aus Westfalen nach. 1466 im Frieden von Oliva jedoch wird Deutschland fast bis zur Oder zurückgedrängt, der übriggebliebene Ordensstaat wird weltliches polnisches Lehen.

* * *

IX. DIE HAUSMACHT DER LUXEMBURGER UND HABSBURGER.

Mit dem Hohenstauffer Kaiser Konrad IV. stirbt 1254 auch die Macht und Geschlossenheit der Reichsführung. Zwei Jahrzehnte („die kaiserlose, die schreckliche Zeit“) dauert das Interregnum an; nach der verwaisten Krone greifen Graf Wilhelm von Holland, König Alfons X. von Kastilien und der englische Prinz Richard von Cornwallis.

Inzwischen gelangt König Ottokar von Böhmen aus dem tschechischen Hause der Przemysliden zu ausgedehnter Territorialmacht, die ihn auf die Krone des Reiches hoffen läßt: er hat Böhmen, Oesterreich (nach dem Tode des letzten Babenbergers), Steiermark, Kärnten, Krain in seiner Hand vereint, greift nach Tirol und Görz über, zudem ist er ein naher Verwandter der Hohenstaufen, persönlich begabt, tapfer und tüchtig. Doch fürchtet die Mehrzahl der deutschen Fürsten die Macht Ottokars und, geschürt von der päpstlichen — den Hohenstaufen feindlichen — Partei, treten im September 1273 die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Bayern (an Stelle des fernbleibenden Ottokar) in Frankfurt a. M. zusammen und wählen den kirchentreuen Grafen Rudolf von Habsburg aus altem schwäbischen Geschlecht, zum deutschen König. Der Habsburger, der selber nur kleine Besitzungen in der Schweiz (Habichtsburg an der Aar) und im Elsaß hat, versucht nun durch Gründung einer „Hausmacht“ die Königsgewalt neu zu errichten. Er nimmt Ottokar die Steiermark, Kärnten und Krain ab, verheiratet zwei seiner Töchter an die Herzöge von Sachsen und Bayern, führt schließlich einen Reichskrieg gegen Ottokar und nimmt ihm 1276 alle Länder außer Böhmen und Mähren ab, verheiratet Ottokars Sohn und Erben, Wenzel II., mit seiner Tochter Jutta und seinen Sohn Hartmann mit Ottokars Tochter Kunigunde. Doch Ottokar erhebt sich 1278 gegen den Habsburger, nachdem er zuvor ein Bündnis norddeutscher und slawischer Fürsten gegen ihn zustande gebracht hat. Auf dem Marchfeld bei Wien wird Ottokar am 26. August 1278 von Rudolf von Habsburg geschlagen und findet, nachdem ein Teil seiner Tschechen ihn verraten hat, den Tod. Nun vermag Rudolf seine Hausmacht ungestört auszubauen: Ottokars Sohn Wenzel erhält als Schwiegersohn Böhmen und Mähren, Rudolfs Söhne Albrecht und Rudolf erhalten Oesterreich und Krain zu Lehen, in Kärnten setzt er einen Schwager ein. Im Inneren schafft er Ordnung und Frieden, bekämpft das Raubritterwesen, durch eine sparsame Verwaltung fördert er das Wohl auch der kleinen Leute. Er stirbt als Vierund-siebzehnjähriger und wird im Dom zu Speyer beigesetzt.

Der unselige Grundsatz der Fürsten, das Aufkommen einer starken Königsgewalt zu verhindern, läßt sie immer neue Herrscherhäuser zum Königsamt wählen. Die Hausmachtpolitik wird dieserart den einzelnen Königshäusern zum Selbstzweck, sie dient nicht mehr dem Reich. 1292 wird auf Betreiben Wenzels II. von Böhmen gegen die Habsburger Macht Adolf von Nassau (1292—1298), ein zwar tüchtiger aber armer Fürst, gewählt. Er fällt 1298 im Kampf gegen Albrecht von Habsburg, den Sohn Rudolfs. 1298 gelangt nunmehr als Fünfzigjähriger der schroffe aber willenskräftige Albrecht von Habsburg (1298—1308) auf den Thron. Es gelingt ihm, Wenzel III. von Böhmen auch das Egerland und die Mark Meißen abzunehmen. Bei einem Versuch, sich auch Thüringen anzueignen, wird er jedoch 1307 bei Lucka geschlagen. Am 1. Mai 1308 wird er am Flusse Reuß in der Schweiz von seinem Neffen Johann, der sich durch den unwirschen Onkel zurückgesetzt fühlt, ermordet. Es ist dies der zweite Königsmord seit dem Tode Philipps von Schwaben. Der Königsmörder Johann Parricida (Verwandtenmörder) selbst verscholl.

1309 wird nunmehr Heinrich VII. von Luxemburg (1309—1313) gegen den Plan des französischen Königs, einen Prinzen Frankreichs auf den deutschen Thron zu bringen, gewählt. Dieser greift nunmehr entschlossen in Böhmen ein und macht seinen Sohn Johann, der mit der Schwester Wenzels III. verheiratet ist, zum König von Böhmen. Damit wird Böhmen zum Kern der Hausmacht der Luxemburger, es ergibt sich zwangsweise ein scharfer Gegensatz zu den Habsburgern. Ueber hundert Jahre bestimmt nunmehr dieser Gegensatz die deutsche Geschichte, der Schwerpunkt verlagert sich — wie Ottokar es einst erstrebt hatte — in den Südostraum. 1311 zieht Heinrich von Luxemburg nach Italien, läßt sich in Mailand zum König Italiens und 1312 in Rom (wenn auch nicht im von den Gegnern besetzten Dom, sondern im Lateran) zum Kaiser krönen. Seine hochfliegenden Pläne, die Großmachtstellung der Hohenstaufen wiederherzustellen, werden durch seinen nie ganz geklärten Tod (angeblich durch ein geheimnisvolles Fieber verursacht) im August 1313 abgebrochen.

Unvorzüglich greifen nun wieder die Habsburger nach der Krone. Zwischen den Ansprüchen der Habsburger und denen der Luxemburger wählen die Fürsten nunmehr den bayrischen Teilherzog als Ludwig den Bayern (1313—1347) zum deutschen König. Sofort bricht der Bürgerkrieg aus, dessen nachhaltigste Folge im Abfall der Schweiz aus dem Reichsverband zu beklagen ist.

Seit Kaiser Friedrich II. genossen die Lande um den Vierwaldstätter See die Reichsfreiheit. Ihr Auftrag: die Sicherung des St. Gotthard-Passes für den Kaiser. Seit Rudolf von Habsburg jedoch gebieten habsburgische Vögte in den freien Waldstätten. Gegen diesen Versuch, die Reichslande in die habsburgische Hausmacht einzubeziehen, leisten die alemannischen Bauern, Senner und Jäger erbitterten Widerstand; 1291 schließen sich die drei Waldstätten Schwyz, Uri, Unterwalden zum „ewigen Bund“ als „Eidgenossen“ zusammen. 1315 erheben sie sich nunmehr gegen die habsburgische Herrschaft und schlagen am 15. November ein österreichisches Ritterheer vernichtend bei Morgarten. Unter Führung von Schwyz wird nunmehr die Eidgenossenschaft auch auf die anderen Kantone und Städte des alten Landes ausgedehnt und der Sieg bei Sempach 1386 führt dann zum endgültigen Verzicht der Habsburger auf Eingliederung, der Name Schwyz-Schweiz geht auf die gesamte Eidgenossenschaft über.

Die habsburgische Partei, die 1322 ihren Kampf gegen Ludwig den Bayern wieder aufnimmt, wird im September desselben Jahres bei Mühlendorf schwer geschlagen. Die Luxemburger nützen ihren Sieg entschlossen aus: Böhmen erhält die Oberlausitz und das Egerland, der Sohn Ludwigs des Bayern, Ludwig, wird Markgraf von Brandenburg (1323). Hier greift der Papst Johann XXII. ein, dem an einer weiteren Stärkung der Reichsgewalt nicht gelegen ist. Er bricht einen neuen Streit vom Zaune, indem er die Rechtmäßigkeit der Wahl Ludwigs bestreitet und ihn in den Bann erklärt. Luxemburger und Habsburger söhnen sich nunmehr aus, ja verbünden sich miteinander, indem Ludwig den Habsburger Friedrich den Schönen zum Mitregenten erhebt, und fechten gemeinsam den Kampf gegen das anmaßende Papsttum aus. Der bedeutende Jurist Marsilius von Padua liefert mit seinem Werk „Defensor Pacis“ (Verteidiger des Friedens) die geistigen Unterlagen dazu, nie vorher hat ein Geistlicher und Rechtsgelehrter des Mittelalters mit solcher Schärfe die Sache des Reiches und Volkes gegen ein herrschsüchtiges Priestertum vertreten. 1338 versammeln sich die deutschen Kurfürsten am alten Königsstuhl von Rense am Rhein und beschließen im „Kurverein von Rense“, daß ein von ihnen rechtmäßig gewählter deutscher König der Bestätigung durch den Papst nicht mehr bedürfe! Am Ende seines Lebens gerät Ludwig der Bayer in Gegensatz zu den Luxemburgern, die, als er sich Friedlands und Hollands bemächtigt hat, gegen ihn den jungen Karl von Böhmen als Gegenkönig aufstellen. Noch ehe es zum Bürgerkrieg kommt, stirbt Ludwig auf einer Jagd im Jahre 1347.

Im Zeitraum von 1350 bis 1500 gewinnen die meisten Staaten Europas ihre für Jahrhunderte gültige Form: Portugal erhält seine staatliche Form und die heutigen Grenzen. Das Spanien der „reyes católicos“ entsteht aus einer Vielheit christlicher und islamischer Staaten. Rußland entsteht, als Iwan III. (1462 bis 1505) die letzten russischen Fürstentümer dem Großfürstentum Moskau eingliedert, Kasan unterwirft und die Herrschaft der mongolischen Goldenen Horde beseitigt. Polen-Litauen steigt, wenn auch nur kurzfristig, zur Großmacht auf durch die Heirat des Litauerhäuptlings Jagailas mit der polnischen Königin Hedwig. England konsolidiert sich mit dem Ende der blutigen Bürgerkriege der Häuser York und Lancaster in der Schlacht bei Boosworth 1485. Die Vermählung der Tochter Heinrichs XII. mit dem schottischen König Jakob IX. Stuart sollte dann später die Stuarts auf den englischen Thron bringen. In Frankreich steht um 1350 das Königtum noch im Ringen mit England, mit den „Jacqueries“, den großen Bauernaufständen und in den Wirren des hundertjährigen Krieges, doch um 1500 treibt es, im Inneren fest in der Hand Ludwigs XII., bereits Anfänge einer Großmachtpolitik. Nur in Deutschland und Italien entwickeln sich Sonderstaaten, in Deutschland sind die fünf alten Stammesherzogtümer längst verfallen, neben den alten Herzogsgeschlechtern entwickelten sich neue Lehnssträger als unmittelbare Reichsfürsten (Herzöge, Mark-, Landes- und Pfalzgrafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Reichsäbte, Reichsritter und Reichsstädte). Sie führen den Reichsadler im Schild, Kaiser Friedrich II. hatte ihnen Zoll-, Münz- und Gerichtshoheit eingeräumt und dieserart zu Landesherren gemacht. Das alte Band zwischen König und Fürsten, die Treue der Lehnsgegenseinschaft, ist zerrissen, die Fürsten sind nur noch bestrebt, ihre durch Heirat oder Gewalt erworbenen Güter zu vergrößern, ein ewiger Kampf mit Reichsstädten und Reichsrittern entbrennt. Einige Reichsfürsten haben bei der Königswahl ein Vortimmrecht erworben, das sich allmählich auf die sieben mächtigsten Fürsten beschränkt (Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Sachsen-Wittenberg, Markgraf von Brandenburg und König von Böhmen). Diese Kurfürsten (küren-wählen) lassen sich die alleinige Kurwürde durch Kaiser Karl IV. im Reichsgesetz der Goldenen Bulle 1356 bestätigen. Die Kurländer werden danach ungeteilt vererbt, da die Kurwürde an das jeweilige Land gebunden ist, die

Kurfürsten erhalten königliche Rechte! Die unsinnige, unserem Volk so unnennbares Leid bescherende Kleinstaaterei hat in dieser Zeit ihre Wurzeln.

Als weitere Sonderentwicklung ist aus dieser Zeit die *Hanse* zu nennen:

Seit der Schlacht von Bornhöved ist die Vorherrschaft der Dänen auf dem Meere gebrochen, die niederdeutschen Städte blühen im Fernhandel auf. Um 1250 erwächst ein genossenschaftlicher Zusammenschluß der Kaufleute der nord- und ostdeutschen Städte mit dem Ziel, die Absatzgebiete zu sichern, Handelsvorrechte zu erwerben, in fremden Staaten das Vorrecht deutscher Lebensart zu gewinnen. Als sich die Heimatstädte hinter diesen Bund stellen, entsteht die *Hanse* (gotisch = Gemeinschaft). Sie wächst auf achtzig Städte an (u. a. Riga, Reval, Danzig, Königsberg, Thorn, Hamburg, Bremen, Köln, Berlin, Braunschweig, Breslau, Krakau). Die Führung übernimmt die freie Reichsstadt Lübeck, dort auch finden die Beratungen (Hansetage) statt. Wer sich den Tagesschlüssen verweigert, wird durch „Verhansung“ (Handelsperre) bestraft. Eine eigene Kriegsflotte entsteht, Verhandlungen werden mit fremden Staaten geführt, bald entstehen Hanse-Niederlassungen (Kontore) an Hauptpunkten des Außenhandels (Stadtteil Deutsche Brücke in Bergen, Wisby auf Gotland, der Petershof in Nowgorod, Stahlhof ((stalen = Tuch prüfen)) in London) die zugleich zu Ausstrahlungszentren deutscher Kultur werden. Die Hanse deckt die Nordflanke der deutschen Ostsiedlung, sie erlebt im 14. Jahrhundert ihre stolzeste Zeit. Als der dänische König versucht, ihre Macht zu brechen, schlägt die Hanseflotte die dänische Flotte, nimmt Kopenhagen, der König muß außer Landes gehen. Im Frieden von Stralsund 1370 stellt Dänemark die alten Hanserechte wieder her, überläßt für 15 Jahre der Hanse die Sundfestungen und verpflichtet sich, keinen König ohne Zustimmung der Hanse mehr zu wählen. Der Kampf gegen die Seeräuber sichert die Meere, Ost- und Nordsee gelten als das „deutsche Meer“, die Nordsee wird noch heute in England als „german sea“ bezeichnet.

Seit *K a r l I V.* (1346—1378), dem Sohn des blinden Böhmenkönigs Johann aus dem Hause der Luxemburger, hat sich das Schwergewicht der deutschen Politik endgültig nach Osten verlagert, er regiert von Prag aus, und nach ihm werden die Hauptstädte des Reiches jeweils in der Berühungszone mit dem Slawentum liegen. Die Ritterzeit ist noch nicht vorüber, die Kaufmannszeit kündigt sich an. Der „Herr auf dem Hradschin“ hat selber manche Züge eines großen Kaufherren, er ist dem Rat der Hansestadt Lübeck in besonderer Freundschaft verbunden und ist Gründer der Handelsstadt Tangermünde. Ein Italienzug bringt ihm die Kaiserkrone ein, insgesamt setzt er jedoch die Politik Ludwig des Bayern fort, obwohl als dessen Gegenkönig und mit päpstlicher Hilfe zur Macht gekommen: die unerträglichen Einmischungen des Papstes in die Reichspolitik zu unterbinden. Unter seiner Regierungszeit wird auch die obengenannte Goldene Bulle erlassen, die den Papst in Bezug auf die deutsche Königswahl überhaupt nicht mehr erwähnt. Prag macht er zu einer stattlichen deutschen Residenzstadt, gründet 1348 die dortige — älteste — deutsche Universität, fördert Wissenschaft und Handel.

Ihm folgt sein liederlicher Sohn, *Wenzel von Böhmen* (1378—1400), dessen Mißwirtschaft so weit führt, daß schließlich die Mehrzahl der Kurfürsten zu Rense am Rhein den „gar unnützlischen Mann“ des Reiches Krone für verlustig erklärt. Ihm folgt der zwar ehrenhafte, doch wenig geschickte *Ruprecht von der Pfalz* (1400—1410), diesem wiederum *Sigmund* (1410—1437), König von Ungarn und Bruder des abgesetzten Wenzel. Er belehnt seinen treuesten Anhänger, den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern, mit der Mark Brandenburg. Nach erheblichen Kämpfen gegen die Brüder Johann und

Dietrich von Quitzow sowie das vereinte pommerisch-brandenburgische Heer vermag sich der Burggraf von Nürnberg durchzusetzen und begründet den Aufstieg des tüchtigen Hauses Hohenzollern. Der listige und gewandte Sigismund nimmt auch die Dinge der Kirche in seine Hand: Auf dem Konzil zu Konstanz gibt er 1417 in Martin V. (Kardinal Otto Colonna) der Kirche wieder einen einheitlichen Papst, doch wird die von ihm angestrebte Reinigung der Kirche von den korrupten italienischen Kardinälen hintertrieben. Auch der in Böhmen predigende Reformator Johan Hus und sein Freund Hieronymus Faulfisch werden vor das Konstanzer Konzil verbracht, wo die reformfeindliche Partei ihre Verbrennung durchsetzt. Sigismund bricht sein Versprechen über das zugesicherte freie Geleit für beide, die Hinrichtung ihres Wortführers wird von den Tschechen als ein Angriff der Deutschen auf ihr Volkstum angesehen und löst 1419 den grauenhaften Hussiten-Aufstand aus.

Urchristlicher Kommunismus und slawisches Brüderlichkeitsempfinden verbinden sich mit besessenem Haß gegen alles Deutsche. Unter Jan Zizka von Trocnov vernichten die taboritischen (der radikale Flügel der Hussiten, nach der Stadt Tabor genannt) Heere in blutigen Metzelen zahlreiche Städte Böhmens, schlagen bei Saaz und Deutschbrod die aufgebotenen Kreuzheere, vernichten 1426 bei Aussig das Heer des Kurfürsten von Sachsen, verjagen das Reichsheer bei Mies, brechen in verheerenden Raubzügen von Böhmen aus in die deutschen Nachbarlande ein. In Basel verhandelt ein neues Konzil mit den gemäßigten Hussiten und es kommt 1434 zu einer Einigung, den Prager Kompaktaten. Diese Gemäßigten sind es dann, die im Mai 1434 bei Lipan das Heer der Taboriten vernichten.

Nun erst kann sich Sigismund zum König von Böhmen krönen lassen. Auch gegen die türkische Macht hat Sigismund sich nicht durchsetzen können: Unter dem tüchtigen Herrscherhause der Osmanen nehmen die Türken den Byzantiner erst ganz Kleinasien ab, greifen nach Europa über, zerschlagen 1389 das Serbenreich in der Schlacht auf dem Amselfelde, erobern 1393 das bulgarische Reich und liegen seitdem mit Ungarn in immerwährendem Kampf. — Der Zusammenbruch des Deutschen Ritterordens 1410 bei Tannenberg wurde bereits dargestellt, doch auch die Nordfront bricht zusammen: Die Ohnmacht des Reiches und des Verblässen des Reichsgedankens führen die Loslösung auch der nordischen Staaten aus der deutschen Vorherrschaft herbei. Dänemark, Schweden, Norwegen schließen sich um 1400 zu einem Staatenbund zusammen und entwickeln eigenes Gewerbe und eigene Binnenwirtschaft. Die Macht der Hanse sinkt. Schließlich wird der Dänenkönig, nach dem Aussterben der Schaumburger, Herzog von Schleswig und Graf von Holstein.

Der zweijährigen Regierungszeit **A l b r e c h t I.** (1438—1439) folgt der Habsburger **F r i e d r i c h I I I.** (1440—1493), Herzog von Steiermark, ein zwar kluger, doch stiller und unaktiver Herrscher, der dem weiteren Zerfall der Reichsmacht fast untätig zusieht. Auch die Fäden der Kirchenpolitik verliert er aus der Hand und schließt am 17. Februar 1448 mit der Kirche das für das Reich verhängnisvolle Wiener Konkordat, das der Kirche in Deutschland größere Rechte als allen anderen Staaten einräumt und zur finanziellen Aussaugung durch die römische Kurie führt. In Böhmen macht sich Georg Podiebrad selbstherrlich zum König von Böhmen, auch Ungarn wählt wieder einen eigenen Herrscher.

Friedrichs Sohn M a x i m i l i a n (1493—1511) ist weitaus kraftvoller, unternehmender und kühner als der Vater. Im August 1477 vermählt er sich mit Maria, der Tochter des im Januar des gleichen Jahres gegen die Lothringer gefallenen großen Herzogs Karl der Kühne von Burgund und zugleich Erbin des Burgunder Mittelreiches, wodurch dem Reich die Niederlande und die Burgundische Pforte gesichert bleiben. 1479 verhindert Maximilian in der glänzenden Schlacht von Guinegate einen Zugriff Frankreichs auf die große burgundische Erbschaft. Zwar setzen ihn die flandrischen Städte in einer ausbrechenden Empörung 1488 in Brügge gefangen, zwingen ihn, seine deutschen Truppen aus Flandern zu entlassen und dessen Unabhängigkeit anzuerkennen, doch gelingt es ihm schon 1489 mit einem von den Städten und den Fürsten Schwabens gestellten Heer Flandern wieder fest dem Reich einzugliedern. Seine Enkelkinder vermählt Maximilian mit den Kronerben von Böhmen und Ungarn, den staatlichen Zusammenschluß der Donauländer unter Habsburg vorbereitend. Er strebt nach Weltmacht der Habsburger und vermählt seinen einzigen Sohn deshalb mit der Erbin von Spanien und dessen Nebenländern (Neapel-Sizilien, Kolonialbesitz in Amerika), plant sogar, sich selbst zum Papst zu erheben, um Papsttum und Kaisertum in seiner Person zu vereinen. Da seit den Schweizer Siegen der Ruhm der Ritterheere verblaßt und mit der Ausbildung der Landesherrschaften das Ritterheer der Lehnsträger ohnehin zusammengeschrumpft ist, stellt Maximilian eine Reichstruppe von Söldnern auf, die „Landsknechte“, als deren Vater er gerne bezeichnet wird. Weiterhin erstrebt Maximilian eine allgemeine Reichsreform: Ein „ewiger Landfriede“ soll die dauernden Fehden der Ritter und Fürsten beseitigen — ein Reichskammergericht soll die höchste richterliche Gewalt des Reiches wiederherstellen — der „gemeine Pfennig“ wird die erste Reichssteuer, die bis 1913 die einzige unmittelbare Reichssteuer bleibt. Zur Durchführung dieser Reform plant er die Einteilung des Reiches in zehn „Landfriedenskreise“. Mit ihm, dem „letzten Ritter“ läuft eine Zeitepoche aus, und beginnt eine neue Zeit.

X. REFORMATION UND GEGENREFORMATION

Mit Kaiser Maximilian I. (1493—1517), dem „letzten Ritter“, mit Nikolaus Koppernik, genannt Kopernikus, aus Thorn, dem Begründer des heliozentrischen Weltsystems, mit Johann Gutenberg aus Mainz, dem Erfinder des Buchdruckes, mit dem Aufblühen der Geldwirtschaft und dem Aufstieg der Städte zu Mittelpunkten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, beginnt die Neuzeit. Hans Sachs, der dichtende Schuhmachermeister; Albrecht Dürer; Peter Henlein, der Erfinder der Taschenuhr gehören zu ihren liebenswerten Begleitern. Martin Behaim, der 1492 den ersten Erdglobus konstruiert, Vasco da Gama, der das Kap der Guten Hoffnung umschiffte und 1498 Indien auf dem Seeweg erreichte, Diderik Pinning, der 1472 den Weg nach Nordamerika neu entdeckte, Christoph Kolumbus aus Genua, der 1492 auf die „westindische“ Insel San Salvador trifft und damit einen neuen Erdteil entdeckt, der Portugiese Magellan, der 1519—1522 mit Hilfe einer Seekarte Behaims die Südspitze Amerikas umschiffte sind Ausdruck eines neu durchbrechenden Weltgefühls.

* * *

Wie ein Alpdruck lastet um 1500 die verschleppte Krise der universalen christlichen Kirche auf den europäischen Völkern. Am schwersten lastet sie auf dem deutschen Volk. Im Kampf gegen den päpstlichen Herrschaftsanspruch war das Reich der Hohenstaufen zugrunde gegangen. Zur gleichen Zeit aber, während das deutsche Volk von seiner Zentralgewalt gegen die immer höher steigenden Finanzansprüche des päpstlichen Stuhles immer weniger, und zum Schluß gar nicht mehr geschützt wird, beschneiden die meisten Staaten Europas, trotz aller Katholizität, sehr energisch der Kirche die Krallen.

Da alle Staaten die Finanzansprüche des Papstes abwehren, nur die Deutschen aus Mangel an einer machtvollen Zentralgewalt nicht, so hatte die päpstliche Kurie begonnen, Deutschland immer ungehemmter auszubeuten: Die Zentrale der Kirche in Rom drückt auf die Bischöfe, diese auf die Priester, die Priester auf das Volk.

Die Kurie fordert: a) Konfirmationsgebühren, die jeder ins Amt gekommene kirchliche Würdenträger zahlen muß. Das arme Bistum Brixen in den Tiroler Bergen mußte bei jedem Bischofswechsel 4000 Goldgulden aufbringen, die großen Erzbistümer Mainz, Trier und Salzburg je 10 000 Goldgulden. b) Die Erzbischöfe haben noch besondere Palliengelder zu zahlen. c) Als Annaten muß jeder Bischof und Erzbischof die gesamten Einnahmen seines ersten Amtsjahres an den Papst abführen. Als fructus medii temporis fallen die Einnahmen jeder unvergebenen Kirchenpfründe dem Papst zu. d) Als Spolienrecht nimmt der Papst das Privateigentum jedes verstorbenen Bischofs in Anspruch. e) Als Exspektanzen verkauft die Kurie das Recht auf eine zu erwartende Pfründe — dieser Verkauf von Anwartschaften ist zum regelrechten Aemterschacher ausgeartet, die einst so heftig bekämpfte Simonie lebt wieder auf. f) Als Indulgenzen und Dispense werden Vergebenen von kirchlichen Strafen und Befreiung von kirchlichen Verboten verhandelt. Am schlimmsten wirkt sich der Brauch aus, nach festen Taxen in Geld Sündenstrafen zu erlassen. Da die Bischöfe die hohen Abgaben an die Kurie irgendwie aus ihren Aemtern herauswirtschaften mußten, so war die gesamte kirchliche Verwaltung unablässig mit Geldbeitreiben beschäftigt — zum bitteren Schmerz vieler frommer Pfarrer und Bischöfe.

Hinzu kommt, daß diese riesigen Summen, die Jahr für Jahr über die Alpen gingen, nur zum geringen Teil für fromme Zwecke verwandt werden. Ein Teil ging gewiß für herrliche Bauten kunstfreundlicher Päpste (Nikolaus V., Pius II., besonders des großen Julius II. und Leos X.) hin, der größte Teil aber wird für Verwandte und Günstlinge der Päpste, zahllose Hofschranzen und übertriebenen Prunk vertan. Der langjährige Geheimschreiber bei Kaiser Maximilians, Matthäus Lang, später Erzbischof von Salzburg, sagte spöttisch: „Wir Pfaffen tun selten gut — aber es gehet uns gar wohl dabei.“ —

So tief allerdings war die moralische Verkommenheit nicht, daß nicht immer wieder ernste, tüchtige Männer in der Kirche selber den Versuch gemacht hätten, der heillosen Korruption ein Ende zu setzen. Schon auf dem Konzil zu Pisa (1409) hatte man zwei streitende Päpste abgesetzt und einen dritten gewählt. Das Konzil von Basel (1431—1449) entzog dem Papst sogar die Besetzung der Bistümer und Abteien, die Erhebung von Annaten, Palliengeldern und anderen Schröpfereien. Aber da es seine Beschlüsse nicht durchsetzen konnte, unterwarf es sich 1449. Kurz darauf erklärte Papst Pius II. den Grundsatz, daß das Konzil über dem Papst stünde, für ketzerisch. Damit war der Weg, aus der hohen Geistlichkeit selber zu einer Reform zu kommen, abgeschnitten.

Zweimal brechen aus dem Volke selber Reformbewegungen auf. Der englische Pfarrer Wicliff (gest. 1384) lehrt das allgemeine Priestertum, verkündet nur die Bibel als Quelle der Religion, verwirft Ohrenbeichte, Ablass, Heiligendienst. Seine Lehre löst aber bei der jammervollen Lage der einst durch die normannische Eroberung unfrei gemachten Bauern den wütenden Lollharden-Aufstand aus, dessen Ausschreitungen so schwer sind, daß die englische Regierung die ganze Bewegung unterdrückt. Die von dem Wicliff-Schüler Hus ausgelöste Hussiten-Bewegung endet ebenfalls in einer blutigen, religiös-kommunistischen Kultur-Verwüstung, den Hussiten-Kriegen (1419—1434). Seitdem fürchten die oberen Schichten jede soziale Reformbewegung von unten, weil sie „der Hussiten Gruel und Scheuel“ über die Welt bringen würden. Also verrottet alles weiter, und das einfache Volk leidet am tiefsten unter der Ausbeutung und der sittlichen Entartung.

Seit Wicliff und Hus rumort in den ungebildeten Massen der Glaube, man müsse nur zur Lehre der Bibel zurückkehren, zum reinen „Wort Gottes“, das die Kirche dem Volke vorenthalte, man müsse das Christentum reinigen — dann werde alles gut und die „Gerechtigkeit Gottes“ da sein. —

In der gebildeten Schicht, vor allem in Italien, hat man inzwischen die Schönheit des klassischen Altertums entdeckt. Ungescheut stellen Maler und Bildhauer die Götter des Altertums in ihrer Schönheit dar. Die Erde wird nicht mehr als Jammertal verachtet, sondern auch in ihrer Schönheit begriffen. Man verwirft den blinden Autoritätsglauben der Kirche, man studiert die klassischen Sprachen und entdeckt bald, daß die biblischen Texte voll Widersprüche und Ungereimtheiten stecken, und der große Gelehrte Laurentius Valla weist nach, daß die sog. Konstantinische Schenkung (auf Grund welcher Kaiser Konstantin dem Papst ganz Rom geschenkt haben sollte) eine Fälschung ist, daß die Apostel das apostolische Glaubensbekenntnis weder verfaßt noch gekannt haben . . . Mit der Entdeckung Amerikas bricht das kirchliche Weltbild von der Erde als einer Scheibe und dem Himmel als Glocke darüber, der Hölle darunter, zusammen: die Erde wird als Kugel erkannt. Die Astronomen Kopernikus und Galilei entdecken, daß die Erde sich um die Sonne dreht und nur ein Stern unter Millionen ist. Das „Himmelreich“ und die „Hölle“ werden obdachlos, die Behauptung, daß der Gott aller Universen in Palästina geboren, gekreuzigt und auferstanden sei,

wird unter den höchsten Geistern als Mythe erkannt. Plato und die Platonische Philosophie werden wiederentdeckt. Hätte diese Bewegung der Renaissance sich völlig durchsetzen können — und sie wurde ja sogar von einigen Päpsten in gewissem Umfang gefördert — so wäre das Christentum, von innen ausgehöhlt, von der Wissenschaft entlarvt und widerlegt, in sich lautlos zusammengesunken. Schon begann einer der begabtesten deutschen Humanisten, der Ritter Ulrich von Hutten, den Tacitus herauszugeben, den die kirchliche Zensur in tiefer Nacht begraben hat, und an der Hand der „Germania“ des Tacitus dem deutschen Volk den Weg zu seiner eigenen Vergangenheit zu öffnen . . .

* * *

Da erhebt sich der am 10. November 1483 zu Eisleben geborene **M a r t i n L u t h e r** zu einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen beruft ihn als Professor der Theologie an die neugegründete Universität Wittenberg. Luther, als Seelsorger über die Auswirkung der Tetzels-Predigten erschüttert, schlägt am 31. Oktober 1517 95 Thesen (Streitsätze) gegen den Ablass an die Tür der Universitäts- und Schloßkirche zu Wittenberg. Mit Windeiseile verbreiteten sich diese Thesen über ganz Deutschland und werden zu einem völkischen Weckruf. Der Mönch Luther wird zum Erwecker seines Volkes. Als der Papst ihn nach Rom zur Verantwortung fordert, hält Friedrich der Weise seine schützende Hand über ihn, Luther lehnt einen Widerruf ab. Im Leipziger Streitgespräch mit seinen kirchlichen Gegnern (Dr. Eck) bestreitet Luther die Unfehlbarkeit des Papstes sowie der Konzilien und macht sich damit auch innerlich frei von Rom. In seinen Schriften lehrt Luther: Das Priestertum steht Gott nicht näher als der Laie. Alle Christen sind geistlichen Standes. Der Mensch wird selig allein durch den Glauben. Jeglicher Christ kann die Schrift auslegen, nicht nur Papst und Konzilien. Der Papst ist nicht Stellvertreter Christi auf Erden. — Durch ganz Deutschland geht es wie heller Aufruhr. Und als der Papst den „Ketzer“ Luther mit dem Bann bedroht, falls er nicht widerrufe, verbrennt Luther die Bannbulle vor dem Elstertor in Wittenberg. Dazu auch das kanonische Sonderrecht von 1520 und erklärt beides zu Ketzerschriften.

1519 ist der Enkel Maximilians, **K a r l V.** (1519—1556) mit Hilfe der Fugger (er zahlt den kurfürstlichen Wählern Wahlgeld in Höhe von 850 000 Goldgulden, das ihm die Fugger vorstrecken) Herr über die österreichischen Besitzungen und Herrscher Deutschlands geworden. Karl hatte bereits 1516 als König Karl I. die Regierung in Spanien, Neapel-Sizilien und den burgundischen Niederlanden angetreten, ist Sohn des Habsburgers Philipp des Schönen und der spanischen Thronerbin Johanna der Wahnsinnigen. Seine „Hausmacht“ umfaßt Oesterreich mit seinen Alpenländern, die Freigrafschaft Burgund, die Niederlande, Neapel, Sizilien und Spanien mitsamt dem Kolonialbesitz in Amerika. In seinem Reich, sagte er, ginge die Sonne nicht unter. Karl benötigt Ruhe in Deutschland und die Unterstützung der deutschen Fürsten zum Kampf Habsburgs gegen Frankreich. Er will darum das „Mönchsgezänk“ beenden und läßt Martin Luther unter Zusicherung kaiserlichen Geleits nach Worms. Dort lehnt

Luther den Widerruf ab, der Kaiser spricht im **W o r m s e r E d i k t** über ihn und seine Anhänger die Reichsacht aus und verbietet die Verbreitung seiner Lehre. Kurfürst Friedrich der Weise nimmt daraufhin Luther als „Junker Jörg“ in Schutzhaft auf die Wartburg. Dort überträgt Luther das „Neue Testament“ neu ins Deutsche, statt der papierernen Kanzleisprache in eine packende und herzliche Volkssprache und wird damit zum Schöpfer der gemeindeutschen Hochsprache.

Unter Karl bricht die lange verdeckte Reichskrise aus. Wirtschaftlich hatte der Frühkapitalismus zu ungeheurem Geld- und Sachwucher geführt. Die Festsetzung der Portugiesen nach ihrer Fahrt um Afrika an der indischen und arabischen Küste hatte den Gewürzhandel von Indien und Indonesien über Aegypten nach Venedig und Deutschland unterbrochen; eine Wirtschaftskrise lastet über den süddeutschen Städten, große Kaufherrenfamilien wie die Fugger, Welser, Höchstäter und Imhof, die den Anschluß an den neuen portugiesischen und spanischen Markt finden, werden ungeheuer reich — ganze Schichten verarmen. Luther klagt: „Wie könnte es mit rechten Dingen zugehen, daß ein Mann in kurzer Zeit so reich werde, daß er König und Kaiser auskaufen möchte?“

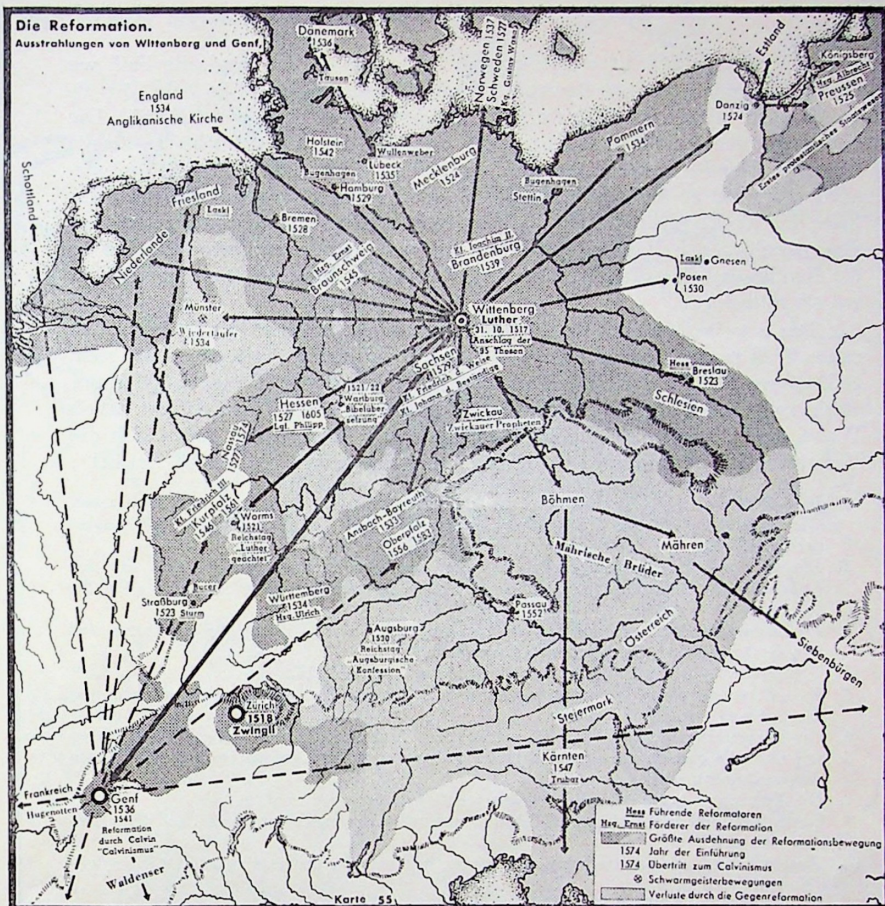
Die Einführung des Römischen Rechtes, von Kaiser Maximilian in bester Absicht zur Vereinheitlichung und Modernisierung 1495 bei der Schaffung des Reichskammergerichts durchgesetzt, stärkt nicht das Reich, sondern die Macht der Fürsten gegen ihre Untertanen. Es erschüttert außerdem die Rechtstellung der Bauern mit der Folge, daß überall versucht wird, die Lasten der Bauern zu erhöhen. Das Volk klagt: „Das liebe Recht ist worden krank, dem Armen kurz, dem Reichen lang.“

Mit der steigenden Macht und Willkur der Landesfürsten wächst die Sehnsucht nach dem Reich, als der beständigen Ordnungsmacht, zugleich nach starkem Kaisertum als dem Hüter der Zentralgewalt. Ulrich von Hutten wird der leidenschaftlichste Rufer nach dem Reich, das seine Macht auf die Ritterschaft stützen und sich lossagen solle von Rom. Franz von Sickingen, Führer der Reichsritterschaft, kämpft gegen den Erzbischof von Trier, die Ritter wollen den weltlichen Besitz der Kirchen unter sich aufteilen, werden jedoch von den Fürstenheeren geschlagen. Sickingen stirbt in Acht und Bann auf der Insel Ufenau im Züricher See. Die Macht der Reichsritter ist endgültig gebrochen, die Fürstenmacht gestärkt.

* * *

Schon lange droht eine Erhebung der Bauern, auf die immer mehr die Forderungen der Kirche und die Steueransprüche der Landesherrn drücken. 1462 waren die Bauern des Pinzgau, Pongau und Brixener Tales gegen den Erzbischof von Salzburg aufgestanden, 1468 hatten die Bauern von Thann, Sennheim und Masmünster im Elsaß eine Erhebung versucht, 1478 erhoben sich die Bauern in Kärnten gegen Uebersteuerung. 1476 trat bei Würzburg ein wahrscheinlich von heimlichen Hussiten geleiteter ekstatischer Prediger, der „Pfeifer von Niklashausen“ auf, er wurde festgenommen und verbrannt. 1491 erhoben sich die Bauern im Gebiet der Fürstabtei Kempten gegen grobes Unrecht, 1493 wurde eine große Verschwörung, ein „Bundschuh“ im Elsaß entdeckt, die Anführer wurden hingerichtet. 1492 war es zugleich zu einer schweren Erhebung der friesischen Bauern in Westfriesland gekommen, die Haarlem stürmten und erst nach blutigem Feldzug erlagen. 1493 verhinderten die Bauern der Abtei Ochsenhausen den Abt mit Gewalt daran, jedes Erbe eines verstorbenen Bauern einzuziehen.

Die große Niederlage der Holsteiner Herzöge 1500 am Dusenddüwelswarf bei Hemmingstedt gegen die freien Bauern von Dithmarschen verstärkte auch die Auffassung, daß die Macht der „Herren“ absinke. 1512 bildet sich in Bruchrain eine neue revolutionäre unterirdische Bewegung unter dem früheren Landsknecht Joss Fritz; dieser neue „Bundschuh“ wollte keinen Herren denn Papst und Kaiser vor Gott haben. 1514 erhoben sich die Bauern von Bühl bei Rastatt — fast gleichzeitig kam es in der Schweiz zu einer wütenden Erhebung der Bauern im „Bernbiet“ gegen die Stadträte, die gegen Schmiergeld schweizerische Jungbauern als Soldaten nach Frankreich verkauften. 1514 erhoben sich Württemberger Bauern gegen den verschwenderischen Herzog Ulrich, und kurze Zeit konnte ihr Bund, der „arme Konrad“, Macht gewinnen — dann wurde



er blutig unterdrückt. 1515 erhoben sich die slowenischen, dann auch die deutschen Bauern von Krain, Kärnten und Steiermark. Dieser Aufstand, der unter dem Losungswort „stara pravda“ („altes Recht“) lief, wurde blutig abgewürgt. 1520 rebellierten die Tiroler Bauern des Bistums Brixen gegen den als habgierig verurteilten Bischof.

Lange schon flattern Flugschriften über Deutschland, die zur Revolution auffordern. Neben Luther treten Prediger auf, oft viel klarer als Luther, später als „Schwarmgeister“ verschrien, wie Magister Thomas Münzer, die über die Bibel hinaus zur Erkenntnis Gottes vorstoßen wollen. Aber die Landesfürsten unterdrücken sie. Mit Ausnahme einiger weniger erkennt keiner, daß eigentlich Luthers religiöse Bestrebungen bestenfalls auf eine neue Dogmenkirche hinauslaufen, mit einer wirklichen Reichserneuerung, wie sie Hutten und Sickingen erträumten, mit einer Durchsetzung des alten Rechtes, d. h., des nie erloschenen Bewußtseins vom Odalsrecht beim Bauern, und auch mit einer geistigen Befreiung, wie sie die Gelehrten und Humanisten

sten erstreben, eigentlich nichts zu tun haben. Es ist der tragische Fall, wo eine große, noch unklare Bewegung einen Mann auf die Höhe hebt, der eigentlich gar nicht ihre Ziele verfolgt, sondern etwas ganz anderes will. Die gewaltige Persönlichkeit Luthers, die unbestreitbar ist, erleichterte diesen Mißgriff. Der Kulturhistoriker Steinhausen schreibt hierzu: „Die Hauptwirkung war, daß er die wesentlich soziale Bewegung zu einer religiösen wandelte. Er wollte nicht die Kirche zerstören, sondern die Religion retten vor einer verdorbenen Kirche. Nietzsche hat ihm gerade vorgeworfen, daß er die Kirche und das Christentum wiederhergestellt habe in dem Augenblick, wo sie unterlagen.“

Das erweist sich auch im Großen Bauernkrieg. Er setzt mit örtlichen Unruhen 1524 in der Bodensee-Gegend ein. Die Erhebung greift rasch um sich, in Donauried bildet sich im Februar 1525 der Laupheimer Haufe, 30 000 Mann stark, zwischen Ulm und Biberach ein Bauernheer unter dem Prediger Jakob Wehe, dann stehen die Allgäuer Bauern auf. Zu Memmingen geben sich die Vertreter der verschiedenen Bauernheere ein Programm, die „Zwölf Artikel“:

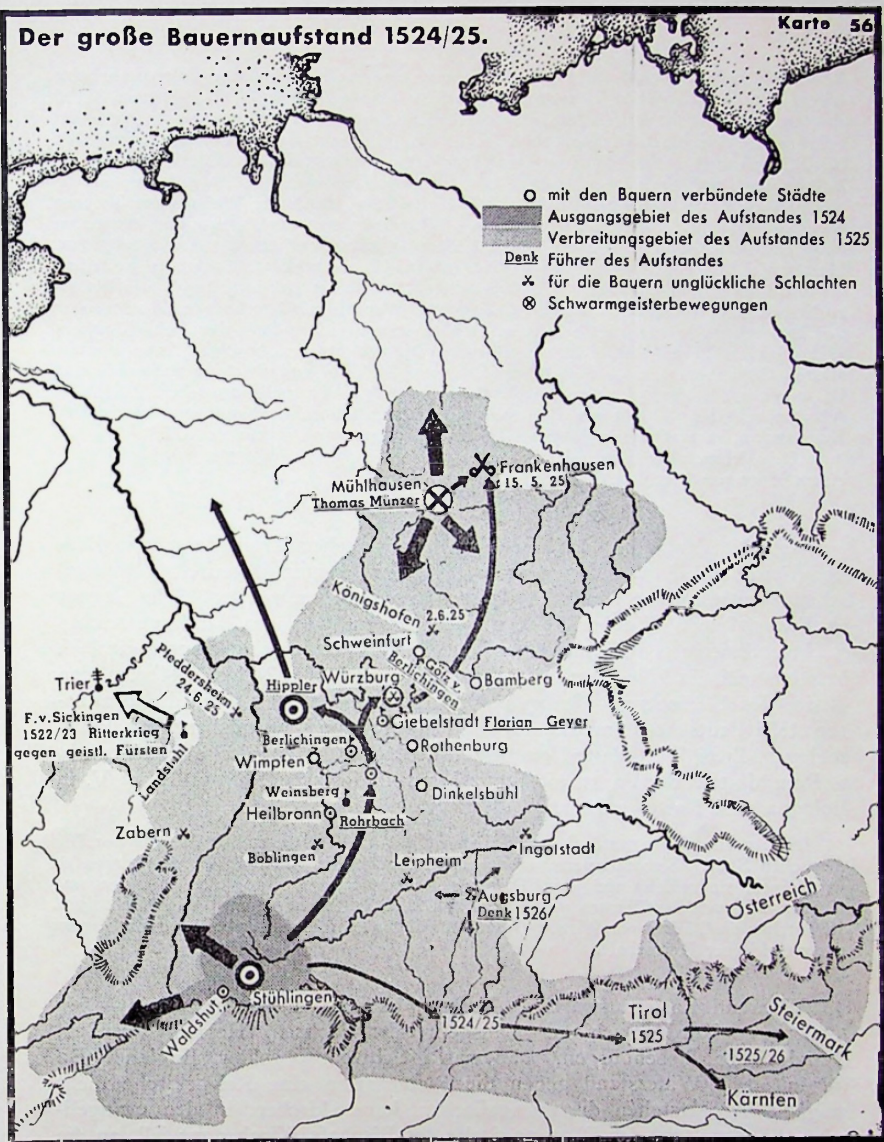
1. Jede Gemeinde soll das Recht haben, ihren Pfarrer selbst zu wählen und abzusetzen. Die Pfarrer sollen das Evangelium „lauter und klar, ohne menschlichen Zusatz“ predigen.
2. Die Bauern sind bereit, den Kornzehnten weiter zu entrichten; er soll für den Lebensunterhalt des Pfarrers und für die Armen verwandt werden. Der kleine Zehnt soll beseitigt werden.
3. Die Leibeigenschaft soll aufgehoben werden; die Bauern werden „der erwählten und von Gott gesetzten Obrigkeit gehorsam sein.“
4. Die Bauern verlangen die Freigabe von Jagd und Fischfang.
5. Es soll wieder Gemeinewald bestimmt werden, aus dem die Bauern Brenn- und Zimmerholz entnehmen können.
6. Die Dienstleistungen sind auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.
7. Die über die gemeinsam vereinbarte Dienstleistung hinaus geforderte Arbeit soll den Bauern bezahlt werden.
8. Die Entrichtung der Abgaben (Gilt) soll neu geregelt werden.
9. Bestrafung soll nicht länger willkürlich gehandhabt werden, sondern nach dem Gesetz erfolgen.
10. Gemeineland, das von jemand zu Unrecht in Besitz genommen wurde, soll zurückgegeben werden.
11. Bei Todesfällen sollen keine Abgaben mehr gezahlt werden.
12. Die Bauern sind bereit, jeden ihrer Artikel fallen zu lassen, wenn ihnen nachgewiesen werden kann, daß er mit der Schrift nicht im Einklang steht.

Außerdem Entwurf einer Reichsverfassung: starke Kaisermacht, gleiche Münzen, Maße und Gewichte, Ausschaltung der Geistlichen und Juristen aus der Verwaltung, Kampf dem Wucher der Großbanken. —

Mit diesem Reformprogramm wollen die Bauern mit dem Schwäbischen Bund, einem Zusammenschluß der Landesfürsten Süddeutschlands, verhandeln. Dann aber werden die Bauern mißtrauisch. Zwar sind noch von keiner Seite Gewalttätigkeiten vorgekommen, aber man stellt fest, daß Landesherrn und Ritterschaft eilig ihre Burgen verproviantieren und sich zum Kampfe rüsten. Der Baltringer Haufe eröffnete den Kampf am 26. März, die Allgäuer Bauern besetzen Kloster Kempten. Aber der Feldherr des Schwäbischen Bundes, Georg Truchsess von Waldburg, schlägt beide Haufen bei Gaisbeuren und veranlaßt sie, im Weingartner Verträge ihre Verbrüderung mit den andren Haufen aufzugeben. Ihre Klagen sollen durch ein Schiedsgericht — das nie stattfand — beigelegt werden. Inzwischen sind auch die Bauernschaften von Franken und Schwaben aufgestanden — ein radikaler Haufen der letzteren unter dem Gastwirt Jäcklin Rohrbacher greift das Schloß Weinsberg an. Als der dortige Befehlshaber auf Parlamentäre schießen läßt, stürmen die Bauern das Schloß und Jäcklin Rohrbacher

Der große Bauernaufstand 1524/25.

Karte 56



läßt die Gefangenen in die Spieße jagen. Das war eine folgenschwere Dummheit, denn nun geht die Masse der kleinen Ritterschaft auf die Seite der Landesfürsten über; nur wenige, wie Florian Geyer von Geyersberg und Götz von Berlichingen, schließen sich der Bauernsache an. Nachdem ein großer Sturm des Bauernheeres auf die Burg Marienberg über Würzburg gescheitert ist, gewinnt der Schwäbische Bund langsam die Oberhand. Der Truchsess von Waldhurst schlägt das württembergische Bauernheer bei

Böblingen und verbrennt die Stadt Weinsberg, eine große elsässische Bauernerhebung erliegt dem französischen Herzog Anton de Guise bei Zabern — als die etwa 20 000 Bauern, die Zabern verteidigen, sich auf freien Abzug ergeben, werden sie von den Franzosen abgeschlachtet. Schließlich erliegt das fränkische Bauernheer am 2. Juli 1525 bei Königshofen an der Tauber dem Truchsess, Florian Geyer fällt als letzter der Bauernführer im Kampfe auf dem Felde Rimpar, nachdem seine Burg Ingolstedt erstürmt war. Ein wütiges Strafregime der Fürsten folgt. Auch der Weingartner Vertrag wird nun von den Fürsten gebrochen. — Eine Erhebung der Armen und Aermsten unter dem halbkommunistischen Magister Thomas Münzer erliegt dem Landgrafen von Hessen bei Frankenhäusen; Münzer wird grauenhaft hingerichtet. Auch hier wetteifert die katholische und die lutherische Geistlichkeit, möglichst viel „Rottierer“ ans Messer zu liefern. Eine Bauernerhebung im Ordensland Preußen schlägt der vom Hochmeister des Deutschen Ordens zum erblichen Herzog von Preußen dank der Lehre Luthers aufgestiegene Herzog Albrecht von Brandenburg mit Hilfe polnischer Truppen unter wüsten Greueln nieder. — Eine große Erhebung in Tirol und Salzburg unter Michael Gaismayr greift nach der Steiermark über und macht der habsburgischen Regierung sehr zu schaffen — erst als Gaismayr, ein staatsmännischer Kopf und geschickter Kriegsmann, in Italien von Meuchelmördern beseitigt wird, wurde es still.

Der Versuch der Bauernschaft, zu Recht und Reich zu gelangen, wird erstickt in einem Meer von Blut und Qualen.

* * *

Karl V., der bereits 1521/22 die österreichischen Erblande seinem Bruder Ferdinand I. überlassen hatte, plant, in seinem spanisch-habsburgischen Weltreich das römische Kaisertum wiederherzustellen. Sein Gegner ist Franz I. von Frankreich, der nach Erneuerung des Karlingerreiches strebt und sich aus der Umklammerung (Spanien-Deutschland) durch Karl V. befreien will. Es kommt zu vier Kriegen (zwischen 1521 bis 1544) um den Besitz des Herzogtums Mailand, deren glänzenden Sieg über die Franzosen 1525 deutsche Landsknechte unter Georg von Frundsberg bei Pavia schlagen. Zwei Jahre darauf erstürmen deutsche und spanische Landsknechte Rom, da sich der Papst mit Franz I. verbündet hat. 1530 wird Karl V. in Bologna zum Kaiser gekrönt.

Inzwischen dringen unter Sultan Soliman die T ü r k e n gegen Mitteleuropa vor. Die deutschen Bauern Siebenbürgens versuchen vergeblich, sich in ihren Kirchenburgen zu verteidigen, sie müssen sich den Türken unterwerfen, der König von Böhmen und Ungarn wird von den Türken geschlagen und fällt, Ferdinand I. wird sein Nachfolger. 1529 stehen die Türken vor Wien, werden zwar abgewiesen, doch bleibt fast ganz Ungarn unter türkischer Herrschaft.

* * *

Während Karls auswärtigen Kriegen hat sich die Reformation — besonders in Norddeutschland — ausgebreitet: Sachsen, Hessen, Preußen, Brandenburg, Siebenbürgen, Dänemark, Schweden, später England. Da wegen Karls Widerstand gegen die Reformation eine Reichskirche nicht möglich ist, entstehen die evangelischen Landeskirchen, in den evangelischen Ländern tritt der Fürst an Stelle des Bischofs, Kirchengut fällt an die Landesfürsten. Lehre und Gottesdienst in der neuen Kirche werden neu geordnet, Klöster und Zölibat werden aufgehoben. Luther selbst heiratet, das evangelische Pfarrhaus soll Vorbild des deutschen Familienlebens werden.

Auf dem Ersten Reichstag zu Speyer 1526 überläßt Karl V. es den Reichsständen, ihre Stellung zur Reformation zu bestimmen, doch im Zweiten Reichstag zu Speyer 1529 beschließt die katholische Mehrheit die strenge Durchführung des Wormser Ediktes. Da die evangelischen Stände (5

Fürsten und 14 Reichsstädte) dagegen Protest erheben, werden sie seither als Protestanten bezeichnet. Als dann auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 unter Vorsitz Karls, der inzwischen Frankreich, Papst und Türken besiegt hat, die Wormser Edikte auch in den protestantischen Ländern durchgeführt werden sollen und die protestantischen Stände zur katholischen Kirche zurückkehren sollen, schließen sich die protestantischen Fürsten und Reichsstädte im S c h m a l k a l d i s c h e n B u n d gegen Karl zusammen.

Neue Türkenvorstöße und Kämpfe gegen Frankreich beanspruchen den Kaiser, und erst nach Beendigung dieser Kämpfe nimmt er den Kampf gegen den Schmalkaldischen Bund auf, zur Ausrottung der Ketzerei und Brechung der reichsständischen Selbständigkeit. (Luther erlebt den Religionskrieg nicht mehr, da er 1546 in Eisleben stirbt.) Moritz von Sachsen-Meißen, der auf die Kurwürde hofft, verrät die evangelische Sache, tritt zum Kaiser über und fällt in das Land seines Veters, des Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg ein, der darum gezwungen ist, zur Errettung seines Landes die Schmalkaldener zu verlassen. Die süddeutschen Protestanten (Ulm, Augsburg, Straßburg, Herzogtum Württemberg) müssen sich dem Kaiser unterwerfen. In der Schlacht bei Mühlberg a. d. Elbe 1547 siegt der Kaiser über den Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg und nimmt ihn gefangen. Moritz von Sachsen-Meißen erhält die Kurwürde und einen großen Teil von Sachsen-Wittenberg. Philipp von Hessen unterwirft sich. Karl V. ist Herr über Deutschland.

Als er jedoch daran geht, aus Deutschland einen katholischen Einheitsstaat zu machen, sehen sich die Fürsten in ihrer „Libertät“ bedroht und vereinen sich zu einem Fürstenbund unter Moritz von Sachsen und dem Protektorat Frankreichs. An Frankreich verschachtet Moritz gegen 80 000 Gulden das „Reichsvikariat“ über Metz, Tull (Toul), Wirten (Verdun), Nanzig (Nancy) und Kammerich (Cambrai). Frankreich überschreitet dieserart die Mosel, die Flanken Lothringens und der Niederlande bedrohend. Da der Papst sich dem Fürstenbund gegen den — katholischen — Kaiser anschließt, muß dieser 1556 abdanken. Er zieht sich in das spanische Kloster Yuste zurück und übergibt seinem Sohn Philipp Spanien, die Niederlande und die Freigrafenschaft Burgund, Mailand und Neapel-Sizilien, während F e r d i n a n d Oesterreich, Böhmen und Ungarn behält sowie die Kaiserkrone erhält.

* * *

In Augsburg schließen 1555 die katholischen und protestantischen Reichsstände unter Vorsitz Ferdinands einen neuen Waffenstillstand, den A u g s b u r g e r R e l i g i o n s f r i e d e n. Dieser bestimmt, daß die Reichsstände f r e i e Religionsausübung erhalten und daß die Untertanen die Konfession des Landesfürsten anzunehmen haben. Damit sind die lutherischen Landeskirchen gleichberechtigt mit der katholischen Weltkirche, die Landesfürsten erhalten außer der weltlichen nunmehr auch die geistliche Macht.

* * *

Da bereits etwa vier Fünftel der deutschen Bevölkerung der protestantischen Konfession angehören, unternimmt die römische Kirche einen wohl-durchdachten Gegenangriff, die sog. Gegenreformation. Im T r i e n t e r K o n z i l (1545—1563) wird die Beseitigung der „Irrlehren“ beschlossen, die Einigkeit der Kirche soll wiederhergestellt werden, die Besserung der

Sitten von Geistlichkeit und Volk veranlaßt. Die katholische Lehre wird im „Trienter Glaubensbekenntnis“ festgelegt, der Ablasshandel (nicht der Ablass selbst) wird verboten, die Ketzergerichte werden erneuert, die Bischöfe und Klöster werden in straffer Unterordnung dem Papst unterstellt. Es wird beschlossen, keine Verständigung mit den evangelischen Kirchen herbeizuführen. Da auf dem Konzil fast ausschließlich italienische, französische und spanische Bischöfe versammelt sind, wird die Gegenreformation zu einem Unternehmen des romanischen gegen den germanischen Teil Europas.

Parallel mit dem Luthertum ist eine zweite biblizistische Richtung unter Huldreich Zwingli (1484—1531) und dem starr fanatischen Calvin (1509—1564) in der Schweiz entstanden, die sog. „reformierte“ Kirche. Sie lehrt die „doppelte Prädestination“, d. h., daß die einen von Anbeginn zur Seligkeit, die anderen zur Verdammnis bestimmt seien. Diese strenge, an altjüdisches Zelotentum erinnernde Richtung ergreift Teile der Schweiz, der Niederlande und Englands; wie das Luthertum zum Obrigkeitsstaat führte, so der Calvinismus zum Kapitalismus und zur unduldsamen Demokratie.

Nun rührt sich auch die alte Kirche wieder. Der schwer kriegsverletzte spanische Offizier Don Iñigo de Loyola stiftet den Jesuiten-Orden (S. J. = Societas Jesu, 1540 vom Papst Paul IV. anerkannt), der sich die Rückgewinnung der an die Lutheraner und Calvinisten verlorenen Länder, aber auch die Missionierung der nichtchristlichen Welt zur Aufgabe stellt. Der Orden bemächtigt sich vor allem des Bildungswesens und der Universitäten. Der gleiche Papst Paul IV. Caraffa legt den „Index der verbotenen Bücher“ an und reorganisiert die Inquisition. Vor Luther war die alte Kirche vergnügt, verkommen und genoß zum Teil ihren eigenen Verfall — jetzt, im Tridentiner Konzil sich selber reinigend (das Konzil findet in Trient mit Unterbrechungen 1545—47, 1551—52, 1562—63 statt), wird sie kämpferisch, ja fanatisch. Als der alte Kaiser Maximilian I. 1519 starb, war Deutschland zwar unordentlich, aber jung und zukunftssträchtig gewesen, so daß Ulrich von Hutten hatte schreiben können: „O Künste, o Wissenschaften — es ist eine Lust zu leben!“ — Als 1556 Kaiser Karl V. die Krone niederlegt, ist eine unfrohe, enge, dumpfe Zeit gekommen. Zelotisch borniertes Pfaffentum aller Richtungen wetteifert in Hexenverbrennungen, gegenseitiger Hetze und Ketzerschnüffelei. Die große Erneuerung, die so viele Zeitgenossen des jungen Luther sich für das Reich und das deutsche Volk ersehnt hatten, war an der Rückkehr zur Bibel und hartherzigem Kirchentum verdorrt und gescheitert.

ANHANG

Karten und Stammtafeln

VERZEICHNIS DER KARTEN

BLATT I

- Karte 1 – Jungsteinzeitliche Kulturkreise um 2500 v. Zw.
- „ 2 – Indogermanenwanderungen um 2300–1800 v. Zw.
- „ 3 – Europa zur Bronzezeit um 1250 v. Zw.
- „ 4 – Europa am Ausgang der Bronzezeit um 675 v. Zw.
- „ 5 – Europa um 500 v. Zw.
- „ 6 – Landnahme der Germanen von 675–150 v. Zw.
- „ 7 – Europa 225 v. Zw. und die Keltenwanderungen von 700–250 v. Zw.
- „ 8 – Europa um 218 v. Zw.

BLATT II

- Karte 9 – Vorstöße der Germanen von 150 v. Zw. bis zur Zw.
- „ 10 – Römische Angriffe auf den germanischen Raum bis 9 n. Zw.
- „ 11 – Römische Angriffe auf den germanischen Raum ab 10 n. Zw.
- „ 12 – Europa 117 n. Zw. – Das Röm. Reich in seiner größten Ausdehnung.
- „ 13 – Germanenzüge im 3. Jahrhdt. n. Zw.
- „ 14 – Europa 395 nach der Teilung des Römischen Reiches – Wanderbewegungen bis 415.
- „ 15 – Europa um 454, Beginn der germanischen Staatengründungen auf weströmischem Reichsgebiet.
- „ 16 – Die Germanenreiche am Ende der Völkerwanderung 493.
- „ 17 – Europa um 526 beim Tode Theoderichs d. Großen.

BLATT III

- Karte 18 – Europa 565: Das Oströmische Reich in seiner größten Ausdehnung.
- „ 19 – Europa um 600.
- „ 20 – Europa um 650.
- „ 21 – Europa 768.
- „ 22 – Europa 814: Die Entwicklung des Frankenreiches unter Karl I. (768–814).
- „ 23 – Die Teilungen des Frankenreiches 817 und 829.
- „ 24 – Teilung nach dem Vertrag von Verdun 843.
- „ 25 – Mitteleuropa 855.
- „ 26 – Teilung nach dem Vertrag von Meerssen 870.
- „ 27 – Europa 888: Grenzen der Frankenreiche nach dem Vertrag von Ribemont 880 – Das Vordringen des Islams seit 632 – Die Westbewegung der Ostvölker und die Angriffe der Normannen.

BLATT IV

- Karte 28 – Mitteleuropa 887–918.
- „ 29 – Mitteleuropa 918–936: Heinrichs I. Politik zur Sicherung der deutschen Ostgrenze.
- „ 30/31 Mitteleuropa zur Zeit Otto I. 936–973: Erstarken des deutschen Königtums – Deutschland als Ordnungsmacht in Mitteleuropa.
- „ 32 – Europa 973.

- Karte 33 — Nordeuropa z. Zt. Knuts d. Großen von Dänemark (1018–1035).
„ 34/35 Mitteleuropa 973–1024: Aufgabe der deutschen Vormachtstellung im Osten zugunsten der Italienpolitik — Verstärkung der Abwehr im Osten durch Heinrich II. (1002–1024).

BLATT V

- Karte 36 — Europa 1095 vor dem 1. Kreuzzug.
„ 37 — Kleinasien nach dem 1. Kreuzzug.
„ 38 — Das Vordringen der Normannen in Süditalien.
„ 39 — Das Römisch-Deutsche Kaiserreich zur Zeit der salischen Kaiser 1024–1125.
„ 40 — Ausbreitung des Christentums 500–814.
„ 41 — Religionen im 11. Jahrhundert.

BLATT VI

- Karte 42 — Das Römisch-Deutsche Kaiserreich z. Zt. Kaiser Friedrichs I.
„ 43 — Das Deutsche Reich vor 1180.
„ 44 — Das Reich Waldemars II. von Dänemark (1202–1241).
„ 45 — Wiedergewinnung altgermanischen Volksbodens durch die deutschen Siedlungsbewegungen vom 10. bis 13. Jahrhd.
„ 46 — Frankreich 1154–1204.
„ 47 — Frankreich 1229 nach Beendigung des Albigenserkrieges.
„ 48 — Balkan und Kleinasien nach dem 4. Kreuzzug 1204.
„ 49 — Das Römisch-Deutsche Kaiserreich in seiner größten Ausdehnung z. Zt. Kaiser Heinrichs VI. (1190–1197).
„ 50 — Europa 1250 z. Zt. Kaiser Friedrichs II. (1212–1250).

BLATT VII

- Karte 51/53 Das Römisch-Deutsche Kaiserreich 1312: Auflösung der Stammesherzogtümer zugunsten der westlichen und geistlichen Landesfürsten.
„ 54 — Das Staatenbild Europas um 1285.
„ 55 — Europa 1355.
„ 56 — Europa 1400.

BLATT VIII

- Stammtafel der Karolinger.
Stammtafel der deutschen Kaiser und Könige von 919 bis 1257.
-

